

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 1

Verlag von J. E. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Das neue Gebäude des Lebensmittel-Vereins in Zürich.

Wer vor 2—3 Jahren die schöne Stadt an der Limmat und am Zürichsee durchwandert hat und heute wieder hinkommt, der findet sich im ersten Momente nicht mehr zurecht. Neue stattliche Brücken, ein neues Universitätsgebäude sind entstanden, der einst so lauschtig stille Winkel in der St. Annagasse hat einen Prachtbau erhalten und nicht weit davon hat der Lebensmittelverein, diese große Vereinigung von Konsumenten Zürichs, für über 5 Millionen Franken sich ein vielbewundertes Heim geschaffen.

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Nachdr. verb.

Der Basar ist massenhaft besucht," sagte eine ältere Dame bei dem Versuche, sich in den dichtgefüllten Rathausaal zu drängen, zu ihrer ebenfalls nicht mehr allzu jungen Begleiterin und diese nickte mit dem exzentrisch frisierten Kopfe und entgegnete: „Pflichtgemäß!“

Sie war ein wenig böshaft, die elegante Sprecherin, aber sie hatte — recht.

Die Damen der Wiener Aristokratie hatten den Basar zum Besten der Idiotenanstalt veranstaltet und wollten einige Tage später zu dem gleichen Zwecke einen Wohltätigkeitsball folgen lassen.

In Anbetracht des guten, sozusagen patriotischen Zweckes und der liebenswürdigen Verfechterinnen desselben durfte natürlich niemand, der sich zur Gesellschaft rechnete, zurückstehen. Geschenke waren reichlich eingelaufen und heute, am zweiten Tage nach der Eröffnung des Basars, drängte sich die Hausvolée und besserer Mittelstand in einer Weise durcheinander und aneinander vorüber, daß das Vorwärtskommen in dem großen Saale beinahe lebensgefährlich wurde.

In den Verkaufszelten, im Lachlabinett und am Büfett warteten die reizendsten Damen der Geburts-, Geld- und Beamtenaristokratie der alten, stolzen Vindobona ihres Amtes.

Den Platz hinter dem Blumentisch hatte eine junge Frau inne, Baronin von Willersfeld, eine entzückend schöne Erscheinung. Ihr „Geschäft“, allerdings das anerkanntermaßen dankbarste in einem Basar, ging sehr flott, wozu übrigens gewiß ebensoviel die reizende Verkäuferin, als ihre mit seltenem Geschmac zusammengestellten Schätze beitrugen. Namentlich die Herrenwelt drängte sich förmlich zu ihrem Verkaufsstande.

Soeben trat ihr Gatte, der Staatsanwalt von Willersfeld, mit einigen Freunden an den Blumentisch.

„Für gewöhnlich gilt es als unstatthaft von seiner Frau etwas zu kaufen," sagte er scherzend und deutete auf ein reizendes Sträußchen von Flieder und Maiglöckchen, „doch in einem Basar wird das Unmögliche nicht nur möglich, sondern Gebot.“

„Sie scheinen kein besonderer Freund von Basaren zu sein, Kollega?" fragte neckend Landgerichtsrat Gardon und wählte weiße Vergißmeinnicht und Rosenknospen.

„Wenn ich ganz offen sein soll — es ist das hier zwar ein Wagnis — ich bin es nie gewesen," lautete die Antwort, „seitdem sich aber meine Frau darauf kapriziert hat, selbst mitzutun, habe ich sie geradezu. Sie können sich nicht vorstellen, werte Freunde, wie diese Wohltätigkeitsmanie meine ganze Hausordnung umstürzt. Froh, den Bureauslab hinter sich zu haben, kommt man nach Hause — „die gnädige Frau ist im Basar!“ — Die Kinder sind unausstehlich und rufen nach der Mama, die Köchin ist in Verzweiflung, weil sie „etwas höchst Wichtiges“ mit der Gnädigen zu besprechen hätte, die Mahlzeitstunden haben ihre Ziffer gewechselt — zum Glück ist das Gefegfeuer morgen zu Ende. Ich möchte nur

wissen, wozu man geheiratet hat, wenn man seine Frau der Wohltätigkeit opfern soll.“

Die junge Frau drohte dem Gatten mit dem Finger, der Gerichtspräsident von Stelheim aber bemerkte kopfschüttelnd: „Da sehen Sie, gnädige Frau, die Folgen, daß Sie ihren Tyrannen so unverantwortlich vermöhen. Der Egoist, wie er lebt und lebt! Aber so geht's!“

„Sie haben leider nicht unrecht, Präsident, ich sollte ihn entschieden etwas besser ziehen — das heißt, wenn er überhaupt noch zu ziehen ist. Aber ich fürchte, ich fürchte, da ist bereits Hopfen und Malz verloren. — Da aber die Herren kaum die Absicht haben dürften, mir meinen gesamten Blumenvorrat abzukaufen, und es mir im Interesse der guten Sache verboten ist, irgend jemand un-



M. Card. Rampolla

Kardinal Rampolla †.

gebrandschaft vorbei zu lassen, so muß ich Sie schon bitten, sich gefälligst um einen Stand weiter zu bemühen — Fräulein von Rollmann hat allerliebste Säckelchen, echt japanische Ware. — Ein Sträußchen gefällig, mein Herr?"

Der Angesprochene, ein Kavallerieoffizier, trat mit einer tiefen Verbeugung auf die schöne Blumenverkäuferin zu und die Juristen entfernten sich lachend.

Bei dem nächsten Stande Halt machend, wollte es der Zufall, daß der Staatsanwalt nochmals seinen Blick nach seiner Frau zurückwandte. Da sah er, daß sich auch der Offizier bereits entfernt hatte, dafür aber stand ein anderer Mann an seiner Stelle — eine jener Erscheinungen, die man als junge Greise zu bezeichnen pflegt, und die mit ihren müden, welken Bügen, tiefliegenden Augen und schütterten Haaren nicht das Ge-

fühl des Mitleids, sondern des Efels erwecken. Willersfeld zuckte unangenehm berührt zusammen — Graf Röllsberg, einer der größten Lebemänner Wiens, wenn nicht der größte!

Er konnte den Menschen nicht leiden, am wenigsten aber mochte er ihn in der Nähe seiner Frau wissen — nicht Eifersucht, dafür stand sie ihm zu hoch, sondern in dem Gefühl, in dem er ein giftiges Insekt nicht auf den Blumen geduldet hätte, die er, sorgfältig in Seidenpapier gehüllt, in der Hand trug. Aber durfte er es dem Grafen verwehren, von einer Blumenverkäuferin Blumen zu erstehen, mochte diese Verkäuferin auch seine Frau sein. Nein, er durfte es nicht, im Interesse der öffentlichen Wohltätigkeit nicht, dachte er und schritt ärgerlich weiter. Ah, wenn nur diese Qual schon vorüber wäre! Jedenfalls, ein zweitesmal durfte ihm das nicht vorkommen!

Teilte Frau von Willersfeld die Abneigung ihres Gatten gegen den Grafen? Fast schien es so. Einen Moment huschte ein unmutiges Zucken über ihr feingeschnittenes Antlitz, aber es war nur ein Moment, die vollendete Weltkame wußte ihre Gefühle zu verbergen.

„Sieh da, Graf Röllsberg!" begrüßte sie den neuen Käufer. „Wie nett, daß auch Sie kommen, der Nächstenliebe Ihren Tribut zu zollen — ich hätte Ihnen soviel Liebeshäufigkeit gar nicht zugetraut!"

„Wie konnten Sie glauben, daß ich mich der moralischen Pflicht entziehen würde, an Ihrem Stande zu erscheinen, gnädige Frau? Da hätte ich mir ja nie verzeihen können!"

„Ein so zartbesaitetes Gewissen haben Sie? Wie rührend!" spöttelte die junge Frau. „Doch womit kann ich dienen, mein Herr?" Und sie machte mit gutgespielter Aengstlichkeit einen echten Ladenmädchenknix.

„Geben Sie mir die zart erblühte Rose dort, nach ihr steht mein Begehrt — sie ist doch Ihr getreues Abbild. Und wenn Sie noch einen Kuß auf die Blume drücken wollten, stiege ihr Wert für mich ins Ungemessene, so daß ich sie mit allem, was ich bei mir trage, nicht gebührend zu bezahlen vermöchte," deklamierte der Graf mit schriller Stimme. Seine Miene ließ die Frage offen, ob seine Worte als Scherz oder Ernst zu nehmen seien, aber der flammende Blick, der in den ihren zu tauchen suchte, redete dafür eine desto deutlichere Sprache.

Aber die junge Frau wußte ihn von sich abzuhalten. „Nun, dann will ich Ihre Kasse auch gar nicht der Gefahr aussetzen, ausgeraubt zu werden," sagte sie trocken und schlug die Rose rasch in Seidenpapier, das hingelegte Goldstück mit stolzem Kopfnicken in die Kasse werfend.

Sie schien zu erwarten, daß sich der Graf jetzt entfernen werde, aber dieser dachte offenbar nicht daran.

„Werden Sie übermorgen auf dem Ball sein, gnädigste Frau?"

„Natürlich, als Komiteemitglied bin ich sogar verpflichtet dazu."

„Und werden Sie noch einen Tanz für mich übrig haben?"

„Ich dachte, Sie tanzten nicht, Graf. Sie überließen dies der — Jugend?“

„Sie haben recht, Gnädigste, es ist entschieden besser, ich nehme mir Ihren Herrn Gemahl zum Beispiel und begnüge mich damit, Sie an der Seite von — Jüngeren und Schöneren vorüberfliegen zu sehen...“

„Gewiß, Graf, und diese Entsagung wird nur dazu dienen, Ihnen in den Augen des Schauspiel- und Ballettkorps einen neuen Reiz zu verleihen — seien Sie dessen versichert,“ lachte die schöne Frau spöttisch auf.

Der Graf beugte sich über den Tisch zu ihr hinüber.

„Sie werfen mir vergangene Vortheile vor, verehrte Freundin? Sie würden mich bitter kränken, wenn Sie mir nicht dadurch den Beweis lieferten, daß Sie sich über diese Vortheile — ärgern!“

Frau von Willersfeld stieg das Blut in die Wangen, aber sie fühlte, sie durfte sich jetzt keine Blöße geben, und so zwang sie ihre Empörung nieder und lachte abermals hell auf. „Sie besitzen wirklich eine großartige Einbildungskraft, Graf Röllsberg! Schade, daß Sie kein Romanschriftsteller geworden sind, Sie hätten mit derselben entschieden aufsehenerregende Werke geschaffen — doch nun muß ich Sie verabschieden, denn —“

„Ja, mein langes Verweilen an Ihrem Stand könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben, die weder Sie noch ich wünschen,“ fiel Röllsberg schnell ein, „verzeihen Sie, daß ich das nicht früher bedacht habe. So will ich mich denn mit einem Handkuß verabschieden, schönste Frau —“

Er haßte nach ihrer Hand, aber die junge Frau brachte sie energisch in Sicherheit.

„Lassen Sie's gut sein, Graf, ich liebe dergleichen nicht,“ wehrte sie verächtlich.

„Graf, also, also sogar diese Günstverweigerung Sie mir? Ja, kränkt Sie denn meine Bewunderung?“

„Graf Röllsberg, es gibt Fälle, in welchen die Bewunderung eines Mannes kränkender, ja schimpflicher für eine Frau ist, als sogar seine Feindschaft — Adieu!“

Für einige Sekunden verlor der gräßliche Lebemann seine sichere Haltung. Sein abgelebtes Gesicht verzerrte sich, in seinen tiefgefunkenen Augen blühte es drohend auf und er gab sich sichtlich Mühe, seine vornübergebeugte Gestalt straff zu richten.

„Sie ziehen also meine Feindschaft meiner

Bewunderung vor?“ zischte er. „Gut denn, meine Gnädigste, Sie sollen noch an dieses Wort denken!“

Er wandte sich und verschwand in der Menge, während die junge Frau ihre Hand zwischen den Falten ihres Kleides ballte.

„Frecher Mensch!“ dachte sie zornig lachend, und dabei darf ich das nicht einmal Alexander erzählen. Er würde den Grafen zur Rechenenschaft ziehen, ihn züchtigen — einiger halben Worte wegen einen Skandal provozieren, der die Welt aufregt und den Zeitungen Stoff zum Klatschen gibt? Unsinn! Am schlimmsten käme ja doch ich dabei weg. — Pah, der Unverschämte ist's nicht wert, daß ich mich seinetwegen so aufrege. — Schließlich, was hat er denn eigentlich so Schlimmes gesagt? Eine andere Frau hätte sich geschmeichelt gefühlt und seine Worte belächelt. Ich aber kann das nicht und werde es auch nie lernen. — „Kleinbürgerlich!“ würde Graf Röllsberg sagen.“

Andere Käufer drängten sich heran, und in der Geschäftigkeit, zu der sie dieselben zwangen, vergaß Frau von Willersfeld ihren Meger. Die Goldstücke in ihrer Kasse häuften sich und nebenbei überschüttete man sie mit Schmeicheleien, die mit einem Lächeln befriedigter Eitelkeit entgegenzunehmen sie nicht umhin konnte. Sie war noch nicht abgestumpft gegen Komplimente, und wenn sich dieselben nur nicht auf das Gebiet verirrten, das Graf Röllsberg zu betreten liebte, sog sie sie sogar mit einer Art kindlicher Freude ein.

Auch ein Mitglied des kaiserlichen Hauses fand den Weg zu ihr. Der Prinz kannte und schätzte den Staatsanwalt seit langem und wollte die Gelegenheit seiner Gemahlin einige Artigkeiten zu sagen, nicht veräumen. Er kaufte ein kostbares Blumenkörbchen und stellte sein Erscheinen auf der demnächst von Willersfelds zu gebenden Soirée in sichere Aussicht.

Darüber ward es Mittag und Konstanze Willersfeld wurde abgelöst.

Sie stieg, dicht in ihren Pelz eingehüllt, das hübsche Pelzmützchen fest auf die blonden Haare gedrückt, in einen „Unnummerierten“ und gab dem Kutscher eine Hausnummer in einer der vornehmsten Straßen der Reichshauptstadt an.

Es war ein klarer kalter Januartag. Ein arbeitseifiges Getriebe herrschte in den Straßen, die der Wagen rasch durchflog, aber die schöne, vielbewunderte Frau, die sich behag-

lich in die Kissen des Kusses schmiegte, achtete nicht darauf. Ihre Gedanken flogen sehnsüchtig voraus in das schöne, liebe Heim, dem sie zustrebte — und schon hielt der Wagen, der Mann riß den Schlag auf. Konstanze sprang heraus, entlohnerte ihn und stieg rasch die Treppe zur Beletage hinauf. Es waren nicht luxuriös, aber sehr geschmackvoll, mit vornehmer Einfachheit ausgestattete Räume, die ihr Fuß flüchtig durchmaß, bis er in einem hübschen kleinen Boudoir Halt machte.

Ohne Hilfe einer Dienerin entledigte sie sich der Bazartoilette und schlüpfte in ein einfaches braunes Hauskleid.

Auf dem zierlichen Rußbaumschreibtisch stand in einer kleinen japanischen Vase ein Sträußchen aus Flieder und Maiglöckchen, die Baronin erkannte es sofort und lächelte erfreut ob der zarten Aufmerksamkeit. Sie zog einige Maiglöckchen heraus und befestigte sie in ihrem Gürtel, dann ging sie in das Wohnzimmer. Auf einen Druck auf die Klingel brachte das Mädchen auf silberner Platte einige Erfrischungen und machte zugleich der Hausfrau einige auf das Hauswesen bezughabende Mitteilungen.

„Mein Gatte nicht daheim?“ frag Frau von Willersfeld, als das wirtschaftliche Thema erschöpft schien und die Dienerin sich wieder der Türe näherte. Diese verneinte. Der gnädige Herr sei hier gewesen, habe sich aber nach kurzer Zeit wieder entfernt.

„Und die Kinder —? Ah, da sind sie schon,“ unterbrach sie sich, „es ist gut, Sie können gehen.“

Kleine Fäustchen pochten sehr energisch an die Türe des Nebenzimmers und zwei kleine Stimmchen riefen: „Mama! Mama!“

Frau Konstanze lachte unwillkürlich, als sie sich erhob, die kleinen Entlassbegehre hereinzulassen, denn die Worte ihres Gatten kehrten ihr in den Sinn zurück.

Es waren zwei allerliebste Geschöpfchen, die jetzt stürmisch auf die Mutter zusprangen. Elsa mit den braunen Locken und Augen zählte vier Jahre, und Blanka, ein lustiger Blondkopf von zwei Jahren, galt schon jetzt als das Ebenbild ihrer schönen Mama.

„Wo habt ihr denn Alessio?“ frag die Mutter, den Kindern etwas Konfekt von dem Teller reichend.

„Der ist soeben erst aus der Schule gekommen,“ berichtete Elsa, die sich bereits eines ersten gesetzten Lebens rühmte, „und legt die Mappe ab.“ Und mit dem Zeige-

Der Brief aus der Heimat. Von A. von Droste-Hülshoff.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht Und starrte in das aufgeschlagene Buch, Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht, Ach weithin, weithin der Gedanken Flug! Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume? Was scheint die Sonne durch so öde Räume? — Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein, Hat beend an der Stiege sie gelauscht, Wenn plötzlich am Gemäuer knast der Schrein, Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, — Es kommt, es naht, die Sorgen sind geendet! Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand, Von jener, die sie sorglich hat gelenkt, Als sie zum erstenmal zu festem Stand Die zarten Kinderfüßchen hat gelenkt; Versprengter Tropfen von der Quelle Rande, Hartt sie vergebens in dem fremden Lande; Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie gewedt? Ach, eine Leiche sah die Heimat schon, Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt Auf fremden Grund und hörte fremden Ton; Sie lächelte scheidend jung' und frische Wangen, Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfängen; Ist's Wunder, daß sie tödlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,

Und Züge dämmern, wie in halber Nacht; Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,

Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht; Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen

Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen

Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie über glatten Flur, Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund, Und zitternd ruft sie, mit des Weins Spur: „Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“ Und ihre Tränen stürzen wie zwei Quellen, Die überflutet aus ihren Ufern schwellen; Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

Berliner Weihnachtsmarkt-Typen.



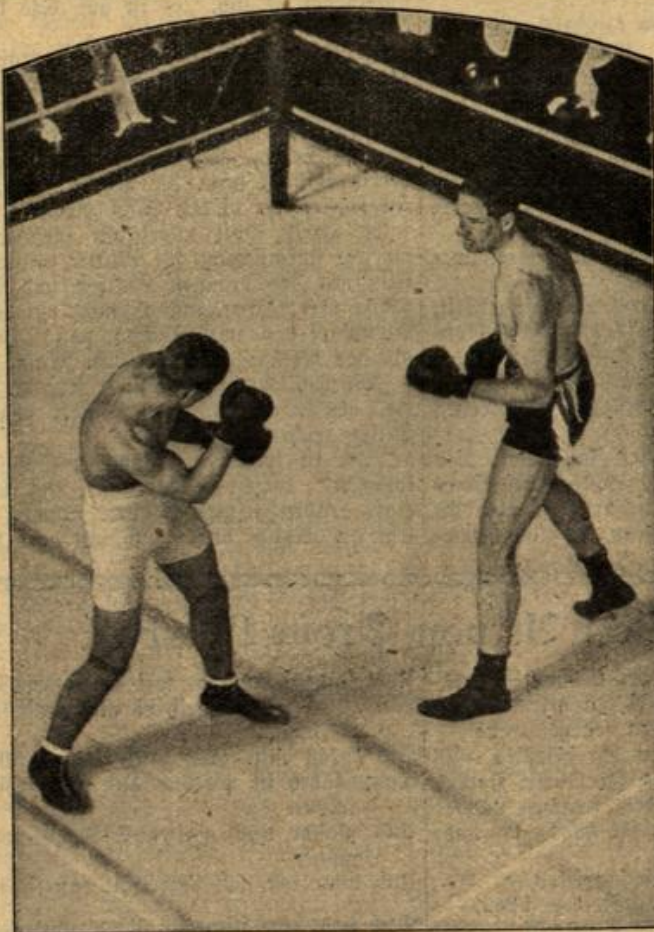
Die Berliner City-Straßen gleichen in der Weihnachtszeit einem gigantischen Jahrmarkt. Die Masse der Passanten macht besonders abends in dem grellen Schein der Schaufensterbeleuchtung und den huschenden Strahlen der Lichtreklamen einen überwältigenden Eindruck. Wo die Menge ein Plätzchen freigelassen hat, steht ein Straßenhändler, der seinem Publikum das neueste Spielzeug demonstriert. In diesem Jahre sind der Leutnant von Zabern und der Sturzflieger Pegoud die Clous der ambulanten Spielzeug-Handlungen.



Berliner Straßenhändler mit Weihnachtsspielzeug:
„Der Leutnant von Zabern mit seiner Patrouille, nur 50 Fennige!“

„Der Sturzflieger Peguh kriecht 50,000 Mark für jeden Flug, hier nur 1 Mark!“

Der große Boxkampf zwischen dem besten französischen Boxer Carpentier und dem besten englischen, Wells, in London.



Der 20 jährige Franzose siegte in 73 Sekunden über den 1,90 Meter großen u. 25 Pfund schwereren Engländer u. bekam dafür 60,000 Mk. Im Londoner National Sporting Club kam kürzlich der Boxkampf zwischen dem Engländer Wells und dem Franzosen Carpentier zum Austrag. Das Ereignis endete mit dem überraschenden Sieg des Franzosen, der seinen Gegner in der ersten Runde nach einem Kampf von nur 73 Sekunden vollständig schlug. Der Kampf, dem eine vieltausendköpfige Menge mit ungeheurer Erregung folgte, begann damit, daß der schwächere Carpentier auf seinen Gegner losstürzte und ihm sofort einen Schlag aufs Kinn und zwei Magenstöße versetzte, so daß Wells zu Boden sank und sich innerhalb der vorgeschriebenen Zeit von 10 Sekunden nicht wieder erheben konnte.

Das Deutsche Kaiserpaar

weilte in Erwiderung des Staatsbesuchs, den das bayrische Königspaar seinerzeit bald nach dem Regentenschaftswechsel und als ersten in Berlin abgestattet hat, jüngst zwei Tage in der bayerischen Residenz und wurde von der dortigen Königsfamilie wie von der gesamten Bevölkerung aufs herzlichste empfangen.

Zur Regenperiode in Madras.

Aus aller Welt kommen Nachrichten über gewaltige Wirbelstürme, die große Regen- und Schneemassen mit sich führten und vielfach erhebliche Verkehrsstörungen und Unglücksfälle aller Art zur Folge hatten. Aus Nordamerika, Afrika, vom Mittelmeer und von der Nordsee häufen sich die Hiobsboten, auch manche andere Gegend hat am letzten Sonntag einen tüchtigen Spritzer abbekommen in Gestalt eines starken Wintergewitters, dessen Hagel- und Schneeböden die ganze Umgegend aufweichten und die Bogen der benachbarten Seen zu selten gesehener Höhe emporpeitschten. Das böse Jahr 1913, in dessen Verlauf die Unwetterchaden eigentlich nie aufgehört haben, scheint

also seinen stürmischen Charakter noch in seinen jetzigen Alterstagen beibehalten zu wollen. Uebrigens waren auch die normalen Regenzeiten der tropischen Zonen diesmal von außerordentlicher Festigkeit. Das äußerte sich selbst in solchen Ländern, deren durchschnittliche Regenmenge an und für sich schon sehr beträchtlich zu sein pflegt, z. B. im Südwestmonsungebiet des Indischen Ozeans und namentlich im Süden von Vorderindien. Der südlichste Teil dieser Halbinsel, die Präsidentschaft Madras, wurde besonders schwer heimgesucht, in der gleichnamigen Hauptstadt stürzten

viele Häuser ein, und deren Bewohner wurden dadurch obdachlos. Die Straßen waren vollständig überschwemmt, und das allgemeine Verkehrsleben bot, wie unsere Aufnahmen beweisen, in jenen Tagen ein fast groteskes Bild. Madras, die drittgrößte Stadt des Britisch-Indischen Reiches, hat über eine halbe Million Einwohner und ist sehr weitläufig gebaut. Der kleine, früher als sehr unsauber betrachtete Fluß Kuwan teilt die ganze Ortschaft in zwei Teile. Im Norden liegt Blad Town, das Quartier der Eingeborenen, im Süden das Europäerviertel.



Kaiser Wilhelm II. mit König Ludwig III. von Bayern auf der Fahrt durch München.



Zur großen Regenperiode in Madras in Vorderindien: Im Eingeborenenviertel.

fingern auf die sich eben öffnende Tür zeigend, fügte sie hinzu: „Da ist er!“

Messo, ein hübscher Knabe von elf Jahren, Frau Konstanzen Stieffsohn, warf sich stürmisch in die Arme der Mutter, und, ein zusammengefaltetes weißes Papier wie eine Siegesfahne in der Luft schwenkend, rief er fröhlich: „Mamachen, ich bin Primus! Sieh' her, mein Zeugnis, lauter Einjer! Hurrah Primus! Primus!“

„Ei, da hast du dich aber wacker gehalten!“ sagte Frau von Willersfeld und bog den Kopf des Knaben etwas zurück, ihm mit mütterlichem Stolz in die tiefdunklen Augen blickend. „Wirklich, recht brav, und es wird Papa ebenso freuen, wie es mich freut. Aber welcher Lohn gebührt nun dem wackeren jungen Helden?“

„Ja, Mama, du weißt doch — aber so lies doch erst!“ drängte er ungeduldig.

Elisa und Blanka blickten mit unverkennbarem Respekt zu dem größeren Bruder empor, dessen Augen mit siegesfreudigem Ausdruck auf der Mutter hafteten, die jetzt stüchtig die einzelnen Fächer überflog.

Messo wies gar keine Ähnlichkeit mit seinen Halbbrüdern und mit seinem Vater nur eine sehr entfernte auf. Mit dem leicht bronzefarbenen angehauchten Gesichte, den dunklen Augen und Gelock verkörperte er die Erinnerung an die schöne Südländerin, die seine Mutter gewesen und die seinen Vater tief unglücklich gemacht hatte.

Frau Konstanze hatte das Zeugnis weggelegt und drückte einen Kuß freudigen Stolzes auf die Stirn des Knaben. Messo schmiegte sich dicht an sie und flüsterte: „Weißt du denn auch noch, was du mir versprochen hast, Mama?“

„Ei freilich, dir, wenn dieses erste Semestralzeugnis befriedigend ausfiel, eine Schlittenpartie zu veranstalten — ein solches Versprechen vergesse ich nicht, und es jetzt nicht halten zu wollen, wäre unverantwortlich von mir. Nein, sei unbesorgt, Messo, nächsten Sonntag mieten wir uns zwei Schlitten und laden einige Kameraden von dir ein, Papa muß uns einen netten Ausflugsort nennen. Dort lassen wir uns häuslich nieder, laden uns an Kaffee und Kuchen, Wein und Torte, laufen ein wenig Schlittschuh, veranstalten ein kleines Feuerwerk. Ist's so recht?“

Messo schien beruhigt. Er küßte dankbar die Hand der Mama, nahm ein Stück Torte vom Teller und holte sich einen Schemel herbei, auf den er sich dicht an Frau von Willersfelds Seite setzte. Blanka kletterte auf ihren Schoß und schmiegte ihr Gesichtchen an die Wange der Mama, während Elisa vor ihr stehen blieb und, ihr die Händchen auf die Knie gestemmt, alles erzählte, was sich in ihrer Abwesenheit nach Elsas Meinung Wichtiges zugetragen. Vor allem, daß ihre große Puppe krank im Bette liege (sie hatte den Arm gebrochen) und der Kleinen das Kleid zerrissen sei, als sie es ihr an-

ziehen gewollt, und Mama in beiden Fällen helfen müsse. Weiter, daß sie, als sie mit Lotte, der Bonne, eine Stunde spazieren gewesen, einem Kinderwagen mit zwei weißen Ziegenböcken begegnet seien, und endlich, daß im Hunde- und Affentheater morgen Nachmittagsvorstellung sei und sie den Papa um die Erlaubnis bitten müßten, gehen zu dürfen.

Konstanze lauschte, leicht in den Lehnstuhl zurückgelehnt, glücklich lächelnd dem naiven Geplauder des Kindes und hielt sorglich Blanka fest, die auf dem Schoße der Mutter



St. Gallus.

Originalgemälde von Kunstmalers Bettiger in Uznach, St. Gallen in der Galluskapelle in Hard, Pfarrgemeinde Kobelwald.

Nachbildung verboten.

anscheinend Turnübungen vollbrachte und die Schwester alle Augenblicke mit einer sachkundigen Bemerkung oder Zwischenfrage unterbrach. Mutter und Kinder bildeten eine so hübsche Gruppe, daß der Staatsanwalt, der leise auf die Schwelle des Nebenzimmers getreten war, einen Moment regungslos stehen blieb, um sie besser betrachten zu können. Aber Blanka, in deren Adern Quecksilber anstatt Blut zu fließen schien, erblickte ihn bei einer neuen Drehung.

„Papa! Papa!“ rief sie jubelnd und streckte die Händchen nach ihm aus. Elisa und Messo sprangen auf ihn zu, und Willersfeld sagte, seiner Frau die Hand reichend: „Wenn ich ein Künstler wäre, Konstanze, so würde ich dich malen.“

Die junge Frau lächelte freundlich zu ihm auf. Zu einer Antwort kam sie nicht, denn Messo meldete sich sofort wieder mit seiner Neugier: „Papa, ich bin Primus geworden — ich habe lauter „Vorzüglich!“

„Alle Wetter, Junge, ist das wahr?“ rief der Staatsanwalt freudig überrascht, „hast du einigen Spielstunden entsagt?“

„O, nicht nur einigen,“ sagte die junge Frau und legte ihre Hand auf die Schulter des Knaben, der das Zeugnis triumphierend in die Höhe hielt. „Unser Messo ist sehr fleißig und wird sich dereinst sicher seines Vaters würdig zeigen.“

„Oder diesen gar überragen,“

lächelte Herr von Willersfeld.

„O nein, das ist unmöglich!“

„So meinst du?“ fragte der Staatsanwalt geschmeichelt. Er war durchaus nicht unempfindlich gegen kleine Schmeicheleien, und seine Frau verschmähte es nicht, dieser kleinen Schwäche gelegentlich Rechnung zu tragen. „Doch laß sehen, mein Sohn!“

„Und Mama wird nächsten Sonntag einige Kameraden von mir einladen und eine Schlittenpartie veranstalten,“ erzählte Messo, nachdem er auch von dem Vater einige belobende Worte entgegengenommen.

„Ah, eine Siegesfeier — nicht übel! Die arme Mama, wofür sie nicht alles zu sorgen hat! Heute und morgen ihre Zeit dem Bazar widmen, dann zum Besten der Idiotenanstalt tanzen und schließlich noch eine Kindergesellschaft arrangieren — und da sage mir einer noch, daß die Frauen nichts zu tun hätten!“

„O, wir haben auch noch anderes und viel Wichtigeres zu tun, z. B. den Launen der Männer Rechnung zu tragen —“

„Na na!“

Der Staatsanwalt lachte und warf sich bequem in einen Lehnstuhl. Er besaß eine kräftige, wohlgebaute Gestalt, kluge scharfblickende Augen von dunkelgrauer Farbe, noch ein reiches, kastanienbraunes Haar umgab den edelgeformten Kopf, die nicht schönen Züge sprachen von einem ehrlichen Charakter, von unbeugbarer Willenskraft. Er stand „im besten Mannesalter“, wie man von den Herren der Schöpfung distret zu sagen liebt, wenn sie die Grenze der Jugendlichkeit bereits überschritten haben. Frauen im gleichen Alter bezeichnet man etwas weniger distret als „alte Schachteln“. Und da wunderte man sich noch, wenn die Frauen ihr Alter stets so ungern und — ungenau angeben!

Doch hätte sich Willersfeld — und nicht mir was die äußere Erscheinung anbelangte — vielen jüngeren Männern an die Seite stellen können.

(Fortsetzung folgt.)

Das Deutschtum in der Schrift. Von Dr. E. Thießen.

Nachdruck
verboten

Wieder einmal ist der Kampf um die deutsche Schrift entbrannt, weil sich jetzt eine starke Strömung nach der Richtung bemerkbar macht, diese Schriftart, die außer in Deutschland nur noch in einem Teil der skandinavischen Länder verbreitet ist, ganz aufzugeben. Da zeigt es sich denn auch wider, daß bei dem dabei geleisteten Widerstand gewisse Imponderabilien mitsprechen, und daß die deutsche Schrift von größeren Kreisen als eine Art von Nationalheiligtum verehrt und verteidigt wird. Den stärksten Ausdruck hat diese Auffassung in der Kundgebung des Deutsch-österreichischen Lehrerbundes gefunden, aus deren kurzem Wortlaut zwei Punkte besonders beachtenswert sind. Erstens wird die Erhaltung der deutschen Schrift mit der Verteidigung deutscher Eigenart überhaupt in Verbindung gebracht, und zweitens wird es als „selbstverständlich“ erwartet, daß der deutsche Reichstag den auf die Abschaffung der deutschen Schriftzeichen gerichteten Antrag der Petitionskommission ablehnen werde.

Diese beiden Äußerungen beweisen, mit welcher Leidenschaftlichkeit eine mindestens unwesentliche Frage, über die beinahe schon alles gesagt worden ist, was sich darüber überhaupt sagen läßt, immer noch behandelt wird. Gegen die beiden aus der Kundgebung des Deutsch-österreichischen Lehrerbundes wiedergegebenen Sätze ist zu erwidern, daß es um die Eigenart des Deutschtums schlecht bestellt sein müßte, wenn ihre Achtung und ihr Bestand von derart Kleinlichen Sonderlichkeiten abhinge, und zweitens, daß man sich in jenen Kreisen bewußt oder unbewußt über die wichtigsten Gründe für die alleinige Annahme der lateinischen Schrift hinwegsetzt, wenn man die Ablehnung eines dahin gerichteten Antrags durch den Reichstag schlechthin als selbstverständlich bezeichnet. Dies zweite soll doch nur so viel heißen, daß sich der Reichstag gewissermaßen einer antinationalen Tat schuldig machen würde, wenn er den zum mindesten ziemlich ausreichend begründeten Antrag annehmen würde.

Es ist sehr leicht, auf die Volksseele dahin zu wirken, daß die Abschaffung der deutschen Schrift als eine Selbstberaubung am eigenen Besitztum aufgefaßt werde. Dazu genügt, daß man von der sogenannten deutschen Schrift sagt, sie sei wirklich von national deutscher Entstehung, und etwa noch hinzufügt, daß ein Mann wie Bismarck mit größter Entschiedenheit für ihre Erhaltung eingetreten ist. Auf das Gefühl eines unbelohnten Menschen werden solche Äußerlichkeiten ihren Eindruck nicht verfehlen. So bald man aber anfängt, die Angelegen-

heit in einem mehr wissenschaftlichen Licht zu betrachten, erhält sie ein ganz anderes Gesicht.

Einmal ist die deutsche Schrift nach ihrer Entwicklung gar nicht als ein ursprünglich deutsches Eigentum zu betrachten, und ferner ist, um dem Gewicht des Bismarckschen Geistes ein anderes in dieser Hinsicht nicht geringeres entgegenzuhalten, Jakob Grimm, der wohl jederzeit als einer der größten Kenner und Wohltäter des Deutschtums in Wort und Schrift verehrt werden wird, mit der ganzen Macht seines Urteils und seiner Wissenschaft für die Abschaffung der deutschen Schrift und für die alleinige Annahme der lateinischen eingetreten. Diese Tatsachen aber sind so oft wiederholt worden, daß man bei ihnen nicht zu verweilen braucht.

Ein anderer Punkt, der wenigstens nicht ganz übergangen werden kann, ist die Hässlichkeit und Unbequemlichkeit der sogenannten deutschen Schriftzeichen. Daß sie im Vergleich zu den abgerundeten lateinischen Buchstaben in ihrer edigen Form unschön sind, kann als eine Frage der Geschmacksrichtung betrachtet und daher auch bestritten werden. Es gehört aber wohl eine Selbsttäuschung durch Gewöhnung von Kindesbeinen an dazu, die Unbequemlichkeit der deutschen Schrift zu leugnen. Ich weiß mich noch jetzt genau darauf zu besinnen, welches Erstaunen und Mißfallen mich als jungen Oktavianer befiel, als ich zum erstenmal ein kleines deutsches „e“ schreiben sollte. Schon damals kam es mir ganz unbegreiflich vor, daß man zu dem häufigsten Buchstaben des Alphabets, um ihn genau wiederzugeben, dreimal an- und absetzen sollte. Daß dies Urteil nicht nur individuell ist, beweist der Umstand, daß die deutsche Druckschrift für das kleine e ein Zeichen angenommen hat, das fast genau dem lateinischen e entspricht. Andere Buchstaben, wie das kleine a, das kleine g, sind nicht viel weniger umständlich. Lassen wir nun aber nicht nur die Schönheitsfrage beiseite, sondern geben auch zu, daß die Unhandlichkeit der deutschen Buchstaben durch Gewöhnung völlig überwunden werden kann, so muß man der Bedeutung, die der Abschaffung der deutschen Schrift beigemessen werden kann, eine gerechte Ueberlegung widmen. Nach meiner Meinung ist es geradezu ein Zeichen für eine noch ungenügende Stärke des Nationalbewußtseins der Deutschen, wenn weite Kreise gebildeter Leute in der Wahrung der deutschen Schrift eine heilige Aufgabe des Deutschtums erblicken.

Die Engländer, die doch sonst immer als Heroen des Selbstbewußtseins hingestellt wer-

den, haben sich von solchen Kleinlichkeiten doch frei zu machen gewußt. Früher schrieben die Engländer alle geographischen Namen nach ihrer Aussprache, z. B. Cashmere. Heute dagegen schreiben sie Kashmir, und dieselbe Anpassung ist nicht nur bei den meisten indischen Namen, sondern auch bei geographischen Namen anderer Länder seitens der Engländer bewilligt worden. Kein Mensch hat drüber daran gedacht, diese Aenderung als eine Verletzung des Nationalismus aufzufassen, oder wenn sich solche Stimmen erhoben haben, sind sie wirkungslos verhallt. Der englische Name Kashmir unterscheidet sich also von der deutschen Schreibart Kashmir nur noch durch die Wiedergabe des Vischlauts als sh gegen sch, und dazu ist zu bemerken, daß sich jetzt in Deutschland sehr verständige Leute haben hören lassen, die für sch entweder ein einziges Schriftzeichen setzen oder das c daraus tilgen wollen.

Es ist klar, worauf diese Entwicklung, die nicht auf Deutschland beschränkt ist, wie wir an jenem Beispiel sehen, hinauswill. Die überflüssigen und leicht tilgbaren Hindernisse der internationalen Verständigung sollen beseitigt werden. Wir würden es als einen Fortschritt betrachten — wenigstens besteht in wissenschaftlichen Kreisen darüber nur eine Stimme —, wenn die Japaner und Chinesen ihre schwer zu erlernenden Schriftzeichen aufgeben und durch europäische Schrift ersetzen würden. Und wir Deutschen, die wir eine zweite international gültige Schrift in der Schule lernen und glücklicherweise lernen müssen, wollen von einem Ausländer verlangen, daß er auch noch unsere deutsche Schrift lesen lernt? — Ist das nicht geradezu ein Nachteil für das Deutschtum? — Wenn wir beispielsweise einem Engländer, der an uns englisch geschrieben hat, eine Antwort in deutscher Sprache erteilen, so sollen wir ihn nicht außerdem noch mit einer Schrift plagen, deren Erlernung für ihn so gut wie zwecklos ist. Auch bei den geographischen Namen, deren Vereinheitlichung in der Schreibart von großem Wert wäre, sind wir viel eigensinniger als andere Völker. Habe ich doch einmal den Bescheid bekommen, es sei „deutsch“, Porto Rico statt Puerto Rico zu schreiben. Mag die Gewohnheit darüber entscheiden, die zweite, ursprünglich richtige Schreibart außer Kraft zu setzen, so ist die Verteidigung jener in der genannten Weise doch schlechthin lächerlich. Also mit einem Wort, alles Streiten für die „deutsche“ Schrift ist eine Kleinlichkeit und gegenüber den durch ihre Aufgabe erwachenden Vorteilen nicht zu verfechten, am wenigsten unter dem Vorspann des Nationalismus.

Humoristisches.

Gefangener: „Die Aussprache muß besser sein. Ihr dürft die Worte nicht zusammenziehen. Es heißt: „Und ist der Mai erschienen“, ihr aber singt: „Und ist der Maier Schienen.““

Ein Pole, der angeblich kein Deutsch verstand, stand vor Gericht und wurde zu 10 Mark Geldstrafe verurteilt. Er tat verständnislos. — „Sie sollen 10 Mark bezahlen,“ sagte der Richter. — Keine Antwort. — „Kerl, hier, zahlen, 10 Mark!“ brüllte der Referendar. — Der Pole rührte sich nicht. — „Darf ich es mal sagen,“ bat der alte Gendarm. „Ne, du, Popolski, du

bist zu 20 Mark verurteilt!“ — „Ist nicht wahr,“ sagte der Pole, „sagt Richter bloß 10 Mark!“

Definition. Was plagt und auf die Erde fällt, ist ein Ballon. Was aber beim Plagen in die Luft fliegt, ist ein Automobil.

Das Glück der Ehe. „Ich hörte, Sie hätten geheiratet?“ — „Ja, die Unordnung war schrecklich, — bin immer mit abgerissenen Knöpfen herumgelaufen.“ — „Na und jetzt?“ — „Jetzt nähe ich sie mir an!“

Beim Dorfbarber. „Wie, der Lehrling soll mir das Haar schneiden und Sie scherzen derweil den Pudel?“ — „Ja, wissen

S', gnä' Herr, das muß nämlich sehr al'rat gemacht wer'n!“

Betrachtung. Stromer (der soeben aus dem Gefängnis entlassen worden ist, vor dem Bäckerladen): „Jedermal, wenn man herauskommt, sind die Semmeln kleiner geworden!“

Schwer krank. Arzt: „Die Zunge ist etwas belegt. Wie steht's mit dem Appetit? Haben Sie Appetit?“ — Patient: „Manchmal, manchmal aber a nit!“ — Arzt: „Wann denn zum Beispiel nicht?“ — Patient: „Wenn i grad vorher a G'schichts mit Knödeln und Kraut gefress hab'!“



Der erste chinesische Schutzmann
in den Vereinigten Staaten von
Amerika.

Der chinesische Schutz- mann in Amerika.

In der Stadt Los Angeles, die eine große chinesische Bevölkerung aufweist, hat sich der Magistrat entschlossen, chinesische Schutzleute versuchsweise einzuführen. Diese Schutzleute werden Nationaltracht tragen, haben aber das bekannte Abzeichen der amerikanischen Polizei. Unser Bild zeigt den ersten chinesischen Schutzmann für Los Angeles, Lung Yep, wie ihm der Polizeichef Sebastian das Abzeichen überreicht.



Die Schantung-Bahn.

Kiautschous Zukunft ist mehr oder weniger abhängig von der Entwicklung seines Hinterlandes. Für die Aufschließung dieses Hinterlandes kommt in erster Linie die Eisenbahn in Betracht, deren Bau für den Aufschwung Tsingtaus von großer Bedeutung war, und deren Weiterbau nebst Anschluß an die schon vorhandenen großen Strecken im Norden, Westen und Süden eine Hauptbedingung für Tsingtaus künftige Entwicklung ist. An diesen Bahnbauten ist deutsches Kapital in hervorragender Weise beteiligt; die Oberleitung liegt in den Händen der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, die als Unternehmungszweck neben der Ausbeutung der Schantung-Bergwerke den Bau und Betrieb der Eisenbahn von Tsingtau nach Tsinanfu mit Zweigbahn Tschantien-Poschan verfolgt. Uebrigens sind die chinesischen



Gruppe von Lokomotivführern der Schantung-Eisenbahn.

Zum Brand des Schlosses Schwerin.

Am 14. Dezember entstand im großherzogl. Schloß Schwerin ein großer Brand, der den rechten Flügel des Schlosses vollständig einäscherte.

Beamten an den bereits bestehenden Linien der Schantungsbahn vielfach aus Bildungsstätten hervorgegangen, die von Deutschen geleitet werden. Unser Bild, das vor dem Stationsgebäude in Syfang aufgenommen wurde, zeigt 16 Lokomotivführer, die Ende Oktober d. J. ihr Examen an der deutschen Technikerschule bestanden und inzwischen wohl ihren Dienst angetreten haben.

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 2

Verlag von J. E. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bielefeld.

Jahrgang 1914



Dem zweiten deutschen Armeefechturnier in der Militärturnanstalt:
Ein Gang auf leichte Säbel.

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Mie alle körperlich gesunden Männer, die in gänzlicher Hingabe an ihren Beruf und ihre Familie die lärmenden gesellschaftlichen Vergnügungen nur sehr maßvoll genießen und sich allen Ausschweifungen fern halten, hatte Willersfeld sich ein frisches elastisches Aeußere bewahrt. Die Zeichen, welche der Schmerz und die Enttäuschungen seiner ersten Ehe in seine Züge gegraben, hatten die glücklichen Jahre der zweiten wieder verwischt, und so stand er im Grunde genommen nicht sehr von seiner jungen, noch nicht vierundzwanzigjährigen Frau ab.

„Bapa, laß uns morgen ins Affentheater gehen, bitte, bitte!“ flehte Elsa.

„Morgen? Ja ist denn morgen Nachmittagsvorstellung?“

„Jawohl um vier Uhr,“ berichtete Alessio, der gar zu gerne mit von der Partie gewesen wäre, sich aber nicht ganz klar darüber war, ob derartige Vergnügungen nicht unschädlich seien für einen Sekundaner, der soeben sein erstes Semestralzeugnis erhalten hatte.

„Nun, meinetwegen müßt ihr gehen, ich habe nichts dagegen. Aber jetzt möchte ich dich ersuchen, meine Liebe.“

Der Staatsanwalt konnte nicht vollenden, um was er seine Gemahlin hatte ersuchen wollen, ein Diener trat ein und meldete der Gnädigen, einen etwas scheuen Blick auf den Hausherrn werfend, eine Dame wünsche die Frau Baronin dringend zu sprechen.

Frau Konstanze war leicht erblickt, sie stellte Blanka auf den Teppich und schied sich an, das Zimmer zu verlassen, aber der Staatsanwalt, dem der Präsident nicht ohne Grund den Vorwurf des Egoismus gemacht hatte, brach erzürnt aus: „Es ist jetzt keine Besuchszeit. Und hielt die Dame etwa eine nähere Angabe über ihre Persönlichkeit für überflüssig?“

„Ich glaube, sie nannte sich Frau Colbert,“ stammelte der Bediente verwirrt.

Konstanze richtete einen ängstlich bittenden Blick auf den Gatten. Willersfeld hatte die schon geschweiften Augenbrauen sehr finstler zusammengezogen und ein harter Zug prägte sich um seinen Mund aus, als er langsam sagte: „So — Frau Colbert! Nun, Georg, — meine Frau sei nicht in der Lage, sie empfangen zu können, sagen sie das — der Dame.“

Frau von Willersfeld wagte nicht zu widersprechen, als aber der Lakai hinter der Portiere verschwunden war, brach sie in Tränen aus.

„Es ist meine Schwester, die du so kurzerhand fortgeschickst,“ rief sie schluchzend.

Der Staatsanwalt beeilte sich nicht eben mit der Antwort. Er griff ganz gemächlich in die Brusttasche und sagte, die Hand leer wieder zurückziehend, fremdblickend zu seinem Sohne: „Ei, ich habe meine Zigarrentasche vergessen. Willst du sie mir nicht holen, Alessio? Sie muß in meinem Arbeitszimmer auf dem Rauchtische liegen, wenn nicht, steckt sie noch in meinem Ueberzieher in der Garderobe.“

„Ich werde sie holen, Papa, ich!“ erbot sich Elsa lebhaft.

„So geht beide. Nimm dein Schwesterchen mit, Alessio!“

Die Kinder sprangen davon und nun wandte sich der Staatsanwalt an seine Frau.

„Deine Schwester — ja, leider Gottes, ist sie das,“ sagte er scharf. „Ich sollte meinen, du hättest eben keine Ursache, dich der Verwandtschaft mit diesen — Leuten zu rühmen, meine liebe Konstanze! Daß dein eigener Vater sich gezwungen gesehen, seiner ältesten Tochter sein Haus zu verbieten, ist ein Zeichen für deren Wert.“

„Papa ist ebenso ungerecht als du,“ rief Konstanze trotzig, vergebens bemüht, die immer aufs neue hervorquellenden Tränen zurückzuhalten. „Ihr laßt Eleonore das Verschulden ihres Mannes entgelten. Was kann sie dafür, daß dieser —“

„Ein Spieler und Verschwender ist,“ ergänzte Willersfeld ruhig.

„Er macht sie unglücklich genug.“

„Daran erlaube ich mir doch etwas zu zweifeln. Ich halte eher dafür, daß sie seine würdige Lebensgefährtin ist. . . Entschuldige deine Schwester nur nicht gegen deine bessere Einsicht, Konstanze! Du kannst mir gewiß nicht vorwerfen, daß ich für deine Verwandten nichts getan habe. Aber sie mißbrauchen die helfende Hand nur und ich handelte nach reiflicher Ueberlegung, als ich ihnen, dem Beispiel meines Vaters folgend, mein Haus verschloß. Sie sollen jetzt für sich selbst eintreten, vielleicht daß die Not sie bessert. Ist dieser Fall eingetreten, wird man ja weiter sehen. Ich ahne, weshalb sie heute hierher gekommen ist, aber — hörst du, Konstanze — ich will, — daß du sie auch bei einem nochmaligen Besuche zurückweisen lässest. Laß mich nicht erfahren, daß du gegen diesen meinen ausdrücklichen Befehl gehandelst,“ schloß er streng.

Die junge Frau presste die Lippen fest aufeinander, ohne zu antworten. Sie wagte keine offene Auflehnung — eine solche hätte nur einen furchtbaren Austritt nach sich gezogen, und derlei war ihr zuwider.

Ganz verschüchtert stand die kleine Blanka daneben und betrachtete ängstlich bald den finsternen Vater, bald die weinende Mutter. Sie konnte zu keinem Verständnis der Sache gelangen — ein Streit der Eltern war ihr etwas Ungewohntes. „Nicht weinen, Mama,“ schmeichelte sie leise und schmiegte sich an die Mutter. „Blanka wird auch immer brav sein!“

„Die Kleine hat recht, bitte, laß das Weinen! Mit Tränen richtest du bei mir wahrlich nichts aus. Sieh lieber nach dem Mittagessen, ich meine, es ist Zeit zu Tisch zu gehen. Komm zu mir, Blanka!“ Er hob das Kind auf seine Knie und scherzte mit ihm, das darüber ganz glücklich schien, auf die heiterste Weise.

Konstanze verließ schweigend das Zimmer. Draußen stampfte sie mit dem kleinen Fuße auf. „Er ist ungerecht — das heißt ein Pörschen Wahrheit liegt schon in seinen Worten, aber kann ich denn meine einzige Schwester herzlos von mir stoßen? Ach,

wenn mich Eleonore nur auch einmal in Frieden liebe, aber freilich, es steht ja niemand zu ihr, als ich — warum mußte es die Arme auch so treffen?“

Trotz der vorangegangenen Meinungsverschiedenheiten wurde das Mittagessen friedlich, ja in voller Harmonie eingenommen. Es lag nicht in Konstanzens Art, Trotz zu zeigen, und der Staatsanwalt hatte den unbedeutenden Zwischenfall bereits wieder vergessen. Als er nachher mit einem Scherzwort und liebevollem Kuß von seiner Frau Abschied nahm, um sich in das Bureau zu begeben, war in beider Mienen nicht die geringste Verstimmung mehr zu lesen.

Frau von Willersfeld hatte sich angekleidet — in einer halben Stunde hatte sie im Bazar zu erscheinen — als Georg in ihr Boudoir trat.

„Gnädige Frau, jene Dame, Frau Colbert, ist wieder hier und bittet dringend, gnädige Frau möchten sie empfangen,“ meldete er unsicher.

„So führen Sie sie hierher,“ befahl die Dame und legte mit einem leichten Seufzer das Modeblatt, das sie eben erst in die Hand genommen, beiseite.

Georg ließ die Besucherin in das Gemach eintreten.

Die Frau konnte kaum jemals hübsch gewesen sein. Sie zählte einige dreißig Jahre, sah aber um zehn Jahre älter, müde und abgelebt aus. Die harten, durch schwarze funkelnde Augen belebten Züge zeigten keine Ähnlichkeit mit Konstanze, und das einzige, was die beiden Schwestern gemeinsam hatten, war der schlanke, hohe Wuchs. Sicher hätte niemand, der nicht unterrichtet gewesen, in dieser gewöhnlich gekleideten und gewöhnlich aussehenden Frau die Schwester der schönen, eleganten Frau von Willersfeld vermutet.

„Ich dachte wohl, Konstanze, daß nicht du mich abweisen ließe,“ begann die Eintretende und reichte der Schwester ihre nicht unschöne, weiche, feine Hand.

„Nein, das geschah auf Alexanders Befehl. Aber um Himmelswillen, Eleonore, warum kommst du überhaupt hierher? Du weißt doch —“

„Nun ja, ich weiß, daß dein Mann eine ganz ungerechtfertigte Antipathie gegen mich und meine Familie hegt, aber das gibt ihm noch kein Recht, meinen Verkehr mit dir, liebe Schwester, zu untersagen.“

Konstanze seufzte. „Doch, dieses Recht hat er, und ich habe ihm zu gehorchen! Wenn er wüßte, daß ich dich trotz seines Verbotes empfangen, würde ein Sturm über mich hereinbrechen — oh — Und eigentlich, Eleonore, bist du an dieser Entwicklung der Dinge nur selber schuld.“

„Ich? Willst du mich für die Sünden meines Mannes verantwortlich machen?“

„Ja, in gewissem Sinne. Hat dich unser Vater nicht eindringlich genug vor der Ehe mit Colbert gewarnt?“

„Ich liebte ihn eben und war töricht, wie alle jungen verliebten Mädchen in der Regel sind. Ich will mich nicht entschuldigen, aber ich muß meine Torheit jetzt

mehr als zu bitter büßen. Und all meine Reue ändert nichts mehr daran. Er ist nun einmal mein Gatte und ich muß zu ihm halten, schon um unserer Kinder willen —“

Dagegen fand Konstanze nichts einzuwenden.

„Und glaube mir, Konstanze, ihr beurteilt meinen Mann zu scharf,“ fuhr Frau Colbert berechtigt fort. „Er ist leichtsinnig, aber gutherzig, und ich hoffe bestimmt, er wird seinen Leichtsinn jetzt überwinden. Er hat mir fest Besserung versprochen.“

Frau von Willersfeld suchte unmerklich die Schultern. Sie meinte, über Colberts Besserungsgelübde schon zu viel Erfahrungen gesammelt zu haben, auch konnte sie sich nicht verhehlen, daß ihr Alexander recht habe, und Eleonore nicht die Frau sei, auf einen Mann wie Colbert läuternd einzuwirken. Dem Gatten selbst hätte sie dies freilich nie zugegeben.

„Ich bin überzeugt, daß, wenn wir jetzt nochmals in geordnete Lebensverhältnisse kämen, Roland zu gewißigt wäre, sie neuerdings zu versichern. Und gerade jetzt hätten wir nochmals Aussicht dazu.“

Ein spähender Blick Eleonores überflog das schöne, ernste Gesicht der Schwester.

„Meinem Manne ist durch Vermittlung eines Jugendfreundes eine Stellung angeboten worden, die uns eine zwar bescheidene, aber anständige Existenz böte — wenn wir die Kautionsbedingung erfüllen könnten, die an sie geknüpft ist. Aus eigenen Mitteln können wir es nicht, da trieb es mich zu dir. Vielleicht, daß du uns noch einmal aushilfst — es handelt sich ja nur um 2000 Kronen.“

„Nur 2000 Kronen, sagst du? Es mag sein, daß dir das eine lächerlich geringe Summe scheint, mir aber kommt sie ziemlich hoch vor, und im Moment bin ich außerstande, sie irgendwie aufzutreiben. Ueberhaupt, Eleonore, du glaubst wohl, ich besitze den Goldesel aus dem Grimmschen Märchen? Vor drei Wochen erst gab ich dir hundert Kronen, vor acht Tagen fünfzig — und so gehen eine ganze Reihe Posten zurück. Meine Haushaltungskasse ist deinetwegen beständig in Rot. Ich mußte jetzt meinen Gatten um Zuschuß angehen, um die Toilette für die Hin- und Herfahrten für den Basar bestreiten zu können — er gab mir das Geld, aber mit einem Ausdruck der Verwundrung über meine plötzliche Verschwendung und eine Ermahnung zu größerer Sparsamkeit. Der Monat ist noch lang und da kommst du und verlangst, als sei es die einfachste Sache von der Welt, ich soll dir nur 2000 Kronen schaffen?“ Die junge Frau schien ernstlich böse.

„Es soll ja das letzte mal sein, Konstanze, und es handelt sich um unsere Existenz, um die Zukunft unserer Kinder. Und wenn du auch das Geld im Augenblick nicht bei der Hand hast, dein Mann könnte es sicher sehr leicht entbehren.“

Konstanze schüttelte den blonden Kopf. „Jede Bitte meinerseits wäre umsonst.“

„Besitzt du so wenig Macht über ihn?“

Die junge Frau errötete und biß sich in die Lippen. „Alexander ist sehr gut gegen mich, aber einen einmal gefaßten Entschluß führt er mit unbeugsamer Strenge durch.“

„Vielleicht läßt er sich doch noch einmal erbitten?“

„Du kennst ihn nicht. Und dann — wir sind ja selbst nicht reich. Du weißt, wir

besitzen kein Vermögen und sind auf Alexanders Einkünfte angewiesen. Nora, ich habe euch bis jetzt nach Möglichkeit ausgeholfen —“

„Nun ja, das waren Kleinigkeiten.“

„Zusammenaddiert machen diese Kleinigkeiten schon eine ganz anständige Summe aus und würden mich den Frieden meiner Ehe kosten, erfahre Alexander davon.“

„Dein Mann scheint uns förmlich zu hassen,“ sagte Eleonore bitter. „Aristokratischer Hochmut!“

„Davon kann bei ihm keine Rede sein,“ entgegnete Konstanze gereizt. „Er hat für euch genug getan, was in seinen Kräften stand — und ihr habt seine Güte mißbraucht,“ setzte sie vorwurfsvoll hinzu.

„Ich doch nicht, Konstanze? Und ist es gerecht, die Fehler meines Gatten mich und meine Kinder entgelten zu lassen?“ Eleonore erhob sich und schlug die Arme um die Schwester, das Gesicht schluchzend an ihre Schulter bergend. „Liebe, liebe Konstanze, es ist nicht wahr, ich bin schon oft zu dir bitten gekommen und noch nie hast du mich abgewiesen. O tue es auch dieses letztemal nicht! Hilf uns noch einmal, damit wir uns aus dem Sumpfe emporarbeiten können! Du in deiner gesicherten, sorgenfreien Stellung kannst ja nicht begreifen, was es heißt, solch eine elende Existenz herumschleppen zu müssen. Und wenn ich es auch für mich ertrüge, aber meine Kinder, meine armen unschuldigen Kinder! Du bist ja auch Mutter und wirst mir nachfühlen können, was ich bei dem Gedanken an sie leide.“

Eleonore Colbert verstand es, den rührendsten, nach Wahrheit klingenden Ton anzuschlagen, und wie immer, wenn sie ihre schauspielerische Kunst entfaltete, überrückte Konstanzes Herz die Stimme der Vernunft. Sie küßte ihre Schwester und sagte weich: „Ich würde dir ja so gerne helfen, glaube mir, wenn es mir nur möglich wäre. Mir blutet das Herz, indem ich dich abweisen muß und doch — woher soll ich das Geld nehmen, woher?“ Sie schritt unruhig im Zimmer auf und ab.

„Ist es dir denn wirklich unmöglich?“ frug Eleonore ungläubig. Wenn schon bei deinem Manne nichts zu machen ist, in deiner Stellung — sie stockte und fuhr nur zögernd fort — kann es dir doch nicht schwer sein — das Geld — irgendwo zu erhalten?“

„Schulden machen, hinter dem Rücken meines Gatten?“ rief Konstanze mit flammenden Augen. „Nein, Eleonore, dazu werde ich mich nie verstehen, das wäre schändlich.“

„So sprechen wir nicht mehr davon,“ beschwichtigte Frau Colbert die rasch erregte Schwester.

„Darum wollte ich dich bitten,“ entgegnete diese ernst, „lieber wollte ich es noch einmal bei meinem Manne versuchen. Wie heißt denn jener Jugendfreund und wer vergibt die Stelle? Und würde Colbert, im Falle er sie erhielt, es wirklich verstehen, sein Glück festzuhalten.“

„Davon bin ich überzeugt,“ entgegnete Frau Eleonore rasch, aber sie war leicht errötet. „Roland ist ganz gebrochen, wir haben diese Zeit viel durchgemacht. — Und die Stelle? Sie ist bei einer Versicherungsgesellschaft zu besetzen, die Kautionswidrigkeit, auch eventuelles Aufrücken und damit besserer Gehalt ist nicht ausgeschlossen. Rolands Jugendfreund, der im Vorstande sitzt, würde ihm die Stelle mit Sicherheit zuwenden, aber er wünscht, daß wir,

bis die Kautionssumme beschafft ist, alles auf die Sache Bezügliche geheim halten.“

„Wenn ich seinen Namen und den der Gesellschaft wüßte, wäre es mir vielleicht eher möglich, meinen Mann zur Bürgschaftsleistung zu bewegen,“ bemerkte Konstanze, aber Eleonore lehnte energisch ab.

„Nein, ich kann ihn dir nicht sagen, da er uns um strengste Diskretion ersucht hat. Er würde eine Verletzung derselben sehr übel aufnehmen, da er fürchtet, in ein schiefes Licht zu geraten.“

Frau von Willersfeld suchte mißmutig die Achseln, doch setzte sie in die Angaben der Schwester keinen Zweifel, denn sie wußte, daß Colbert von seiner Jugendzeit her sehr einflußreiche Bekannte besaß. Freilich hatten sich die meisten schon von ihm losgesagt . . .

„Könntest du dich nicht an unsern Vater wenden?“

„Unser Vater! Er läßt mich ja gar nicht vor, und wenn es mir auch gelänge, den Zutritt zu ihm zu erzwingen, Hilfe hätte ich von ihm nicht zu erwarten. Ich hätte mir mein Schicksal selbst bereitet und er hätte mir Opfer genug gebracht — ich kenne das bereits. Er mag ja recht haben, aber bühne ich nicht schwer genug für meinen jugendlichen Leichtsinn? Verstoßen von meiner Familie, — wen habe ich noch als dich?“ Sie stützte das Haupt in die Hand und starrte in stummem Schmerz vor sich hin.

Frau Konstanze ging schweratmend noch einmal im Zimmer auf und ab, dann blieb sie vor der Schwester stehen.

„Ich werde mit Alexander sprechen,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „obwohl ich mir keine Hoffnung mache, ihn zu erweichen. Bleibt er hart — nun, dann muß ich eben sehen, wie ich die Summe zusammenbringe, nur einige Zeit mußt du mir lassen.“

„Selbstverständlich! Indessen in drei Tagen sollen wir selbst Bescheid bringen — darf ich also in diesem Zeitraum wiederkommen?“

„Ja, in drei Tagen! Ach bitte, laß das!“ wehrte sie Frau Colberts lebhafteste Dankesäußerungen müde ab, und — verzeih, wenn ich dich jetzt verabschieden muß, aber es ist hohe Zeit, daß ich mich in den Basar begeben.“

Eleonore sprang auf. „Ach so, du gehörst zum Komitee. Vergiß, daß ich dich so lange aufgehaltet! Ach, du hast es gut,“ seufzte sie, die vornehme Erscheinung der Schwester mit einem neidischen Blick überschauend. „Du gehörst durch deine Heirat den ersten Kreisen der Gesellschaft an, hast ein angenehmes Familienleben, vergnügte Geselligkeit, sorgenfreien Ausblick in die Zukunft — mir hat das Glück nicht so gelächelt. Freilich, hätte ich mich nicht so überstürzt gebunden, vielleicht —“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „Es ist meine eigene Schuld!“

Als Eleonore Colbert sie verlassen, ließ Konstanze traurig den hübschen Kopf sinken. Ach, das war die einzige dunkle Wolke an ihrem Ehekimmel, ihre Verwandten!

Was hatte der Vater genehrt und gesprochen, als ihm seine ältere Tochter in ihrer unumwundenen Art ihren Entschluß kundgegeben hatte, den leichtsinnigen Stüber Colbert zu heiraten. Aber Eleonore hatte nie gelernt, auf Mahnworte und Vorstellungen anderer zu achten, und das entschiedene Widerstreben des Vaters weckte nur ihren Widerspruchsgeist, ihren eigenwilligen Trotz. Sie war eben von ihrer Mutter,



Körperliche Züchtigung, die übliche grausame Form der Strafverschärfung in russischen Gefängnissen.



Labung des Opfers nach dem Strafvollzug.



Eine politische Gefangene in Sachalin.

„außerhalb des Gesetzes“. Man darf ihn martern, ihn mißhandeln, ihn töten, ohne daß der Täter bestraft würde. Nicht genug an dem unfreiwilligen Aufenthalte in diesem trostlosen Erdenfleck erfindet die Grausamkeit der Wärter die raffiniertesten Qualen für die Armen, die gänzlich schutz- und rechtlos aller Willkür preisgegeben sind. Hier findet man noch die grausame teuflische Vorsichtsmaßregel, die in den sibirischen Gefängnissen seit Jahren abgeschafft ist, der Ankettung des Verurteilten an einen Schiebelarren, an den der Arme Tag und Nacht, Jahr um Jahr geschmiebet ist. Wehe demjenigen, der diesen Qualen zu entfliehen sucht! Die Flucht gelingt selten. Wird er aber eingefangen, so wartet seiner fürchterliche Strafe, die „Pletj“, eine Lederpeitsche mit drei immer dünner werdenden Lederriemen, deren Enden einen harten Knopf aufweisen. Nacht auf einen Holzblock hingelegt, empfängt der Delinquent die Hiebe, gräßliches erdulnd, bis eine wohlthuende Ohnmacht seine Sinne umfängt.

Politische russische Sträflinge auf der Insel Sachalin.

Mörder, Diebe, die gemeinsten Verbrecher werden in Rußland nicht halb so streng bestraft wie die politischen „Verbrecher“, die in den Gefängnissen, in Sibirien und auf der Insel Sachalin, dem bedeutendsten russischen Verbannungsorte, der grausamsten, gemeinsten Willkür preisgegeben sind. Die hieher Verbannten leben mit ihren Angehörigen, die ihnen oft freiwillig folgen, in fünf Gefängnissen und 64 Dörfern und Ansiedlungen. Männer wie Weiber der nach Sachalin Deportierten tragen über ungleichen Unterfleibern den weiten grauen „Chalat“, den Arrestantenmantel, auf dem Kopfe eine graue Mütze, die Frauen ein Tuch, wie es die verheirateten Frauen im russischen Volke tragen. Zweimal im Jahre geht mit ein paar Hundert Verurteilten von Odessa aus ein großer Dampfer in See der Verbrecherinsel zu. Der Unglückliche, der diese Reise machen muß, mag jede Hoffnung aufgeben, er hat aufgehört, ein Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein, er steht



Der neue Bundesbahnhof in St. Gallen (rechts) der am 23. Dezember 1913 dem Verkehr übergeben wurde. Links das neue Postgebäude.



Mona Lisa. Nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci.
Das Gemälde, welches aus dem Louvre in Paris entwendet wurde, entdeckte man in Florenz. Es wurde der franz. Regierung bereits übermittelt.



Dr. G. Michahelles,
der neue deutsche Gesandte in Bulgarien.

Mona Lisa (Gioconda), das berühmte Bild Leonardo da Vincis, wurde am 29. August 1911 aus dem Louvre in Paris entwendet. Alle Bemühungen, den Täter zu entdecken und das Gemälde wieder zu erlangen, scheiterten seither, trotzdem die französische Wochenschrift „Illustration“ eine Belohnung von 50 000 Mk. ausgesetzt hatte. Die Hoffnung, dieses Bild wiederzufinden, war aufgegeben. Nun wurde das Bild in Florenz entdeckt und der franz. Regierung bereits übermittelt.

Schubert-Plakette. Zur Erinnerung an die Beziehungen, die Franz Schubert, den berühmten Liederkomponist, mit der alten österreich. Stadt Steyr verknüpften, wurde eine schöne Plakette für die Steyrer Liebertafel gestiftet. Die Vorderseite zeigt das Porträt Schuberts mit einer Inschrift. Die Vorderseite das Bild der Stadt Steyr, darüber die Notenschrift von Schuberts „In einem Bächlein helle“.



Schubert-Plakette. Entwurf und Stahlstich von Hans Gerslmayr und Ferdinand Anders in Steyr.



† **Dr. A. Domanig,** berühmter Tiroler Schriftsteller.

deren Liebling und Ebenbild sie war, zu sehr verzogen worden. Frau Rowing war in der Liebe zu ihrer Ältesten völlig aufgegangen, das zweitgeborene Kind und der Gatte hatte nie Platz in ihrem Herzen gefunden. Konstanze empfand die raube Art der gegen Eleonore so zärtlichen Mutter, die beständige Zurücksetzung hinter dieser schmerzlichen, aber sie fand Trost an dem Herzen ihres Vaters, mit dem sie die Harmonie gleichartiger Naturen verband.

Herr Rowing war Beamter in dem Steueramte einer kleinen Provinzstadt und durch mißliche Verhältnisse in seiner Karriere gehemmt worden. Er war ein vornehmer, aber etwas schwacher Charakter, deshalb und um den Frieden seiner Ehe wenigstens nach außen zu wahren, trat er seiner herrschsüchtigen Gatten nicht mit der gebührenden Energie entgegen und griff auch in die Erziehung seiner ältesten Tochter nicht sonderlich ein, was er zu spät zu bereuen hatte.

Das unglaublich verzogene Mädchen tyrannisierte nach dem Beispiele der Mutter bald auch Vater und Schwester mit frühreifer Impertinenz. Frau Rowing starb, als Eleonore eben erwachsen war, und der Vater entzog die unterdrückte Konstanze der selbstsüchtigen und im Jähzorn nicht selten brutalen Schwester, indem er sie einem auswärtigen Pensionate zur vollständigen Ausbildung anvertraute. Er brachte damit ein

für seine Verhältnisse beträchtliches finanzielles Opfer, aber er hoffte, seinen Liebling einen besseren Weg führen zu können, als er selbst hatte gehen müssen, und wollte ihn für diesen Weg ausgerüstet wissen.

Die Schwestern trennten sich ohne Schmerz. Sie empfanden keine Liebe zu einander, dazu waren ihre Naturen zu verschieden — so verschieden, wie die ihrer Eltern gewesen, die nur ein unseliger Irrtum zusammengeführt hatte. Und wenn sich Konstanze auch jetzt von der Schwester aussprechen ließ wie eine Zitrone, so geschah es mehr aus Pflichtgefühl und einem nur allzu weichen Herzen, denn aus wirklicher Geschwisterliebe.

Wie die Charaktere der Schwestern war auch ihr Äußeres verschieden. Konstanze versprach schon als Kind eine Schönheit zu werden. Eleonore konnte weder hübsch noch häßlich genannt werden, sie war einfach gewöhnlich, aber sie hatte doch bedeutend günstigere Aussichten für die Zukunft als die jüngere, denn ihr war vor Jahren schon durch die leichtwillige Verfügung einer mütterlichen Verwandten ein kleines Vermögen zugesprochen, während Konstanze völlig mittellos da stand.

Als Eleonore erwachsen war, meldeten sich auch bald einige Bewerber um ihre Hand, darunter achtbare junge Männer aus dem kleinen Bürgerstande, aber das junge Mäd-

chen spann hochfliegende Träume. Sie liebte aufregende Romanlectüre und war zu jung und unerfahren, um die weite Kluft zwischen Traum und Wirklichkeit ermessen zu können.

Da verfiel der Zufall oder besser das Schicksal Roland Colbert nach der Kleinstadt Gerlingau.

Colbert stammte aus gutem Hause und hatte einst eine glänzende Laufbahn vor sich gehabt.

Von seinen Angehörigen war er für das Studium der Medizin bestimmt worden. Mit glänzenden Geistesgaben, aber auch einer großen Portion Leichtsinns und Genußsucht ausgerüstet, wurde er von der Universität eines schweren Deliktes halber ausgeschlossen und hatte sich nach diesem ersten Schicksalbruch den verschiedensten Berufsständen zugewendet, jedesmal unter den günstigsten Aussichten. Aber Ausdauer und Lust und Liebe zur Arbeit fehlten, und als er erst sein elterliches Erbeil als leidenschaftlicher, aber weil nicht kaltblütiger auch selten glücklicher Spieler verschwendet hatte, seine Eltern gestorben waren und seine Verwandten sich völlig von ihm losgesagt hatten, sank er von Stufe zu Stufe. Nach Gerlingau war er gekommen, weil er in der Hauptstadt unmöglich geworden und für einige Zeit vergessen sein wollte, auch in einer solch weltunkundigen Umgebung doch noch sein Glück zu machen hoffte. (Fortf. f.)

Ein tapferer Schornsteinfeger. Erinnerung aus der bayerischen Geschichte von Franz Wichmann.

Nachdr.
verb.

Die Stadt war 250 Jahre hindurch die Residenz der Bayernfürsten. Aber wenige Geschichtsdarsteller werden ihren Namen wissen. Da muß man sich an die Landschaftsmaler wenden, die neben Nürnberg und Rothenburg hier ihre schönsten mittelalterlich-romantischen Motive holen. Die übrige Welt hat das unvergleichliche Burghausen an der Salzach fast vergessen. Die Touristen finden es nicht, weil es abseits der großen Heerstraße liegt, und früher wußte nicht einmal Biedersteiner von seiner Existenz. Das bayerische Regentenhaus, dem der Ort seit 1166 gehörte, wußte ihn von je zu schätzen. Schon Otto der Erste von Wittelsbach erhob ihn zur Stadt, und noch Kaiser Ludwig der Bayer weilte oft und gern in ihr. Den Herzögen galt Burghausen als ihre festeste Schatzkammer. Fest und sicher verwahrte es auch im dreißigjährigen Kriege den in der Schlacht bei Nördlingen gefallenen schwedischen Feldmarschall Horn acht Jahre lang — in freier nicht allzu strenger Haft.

Die Burg, eine der größten und schönsten in Deutschland, die sich auf dem Hügelkamm einen Kilometer parallel ob der Stadt hinzieht, hat der letzteren mit Recht den Namen gegeben. Wie beide einst die gleiche gewaltige Mauer umzog, scheinen sie noch heute unzertrennlich. Wer den titanenhaften Bau mit seinen zwanzig Türmen, den Toren, Brücken, Gräben und Wällen zum ersten Male sieht, dem scheint sich in ihrem starren steinernen Troß die ganze Streit- und Kampflust vergangener Jahrhunderte zu verkörpern. In der Tat hat Burghausen oft schwer darum ringen müssen, eine der ältesten und treuesten Städte der Wittelsbacher zu bleiben. Von schweren, blutigen Stürmen wissen seine Mauern zu erzählen. Noch im Jahre 1648 wogte die letzte verrollende Welle des großen Krieges hieher, am 5. Dezember 1800 wälzte sich die Flucht der Oesterreicher und Bayern nach der Schlacht von Hohen-

linden an ihnen vorüber, und im April 1809, nach dem Tage von Eggmühl, zog der große Napoleon mit 100 000 Mann in das nur 3000 Einwohner zählende Städtchen, um hier zwei Brücken über die Salzach zu schlagen. Am härtesten aber setzte dem Ort der österreichische Erbfolgekrieg in den Jahren 1726 bis 1745 zu. Dreimal fiel es in dieser Zeit in die Hand des Feindes, und dreimal befreite es ein ebenso schlichter als kühner Bürger, den man nicht mit Unrecht den bayerischen Schill genannt hat, aus der Gewalt der Oesterreicher. Es war der heldenhafte Schornsteinfeger Franz Karl Curo, ein von heißer Liebe zu seiner Vaterstadt wie zum angestammten Herrscher erfüllter Mann, der es ebensowohl verstand, den Ruß aus den Kaminen, wie den Feind aus dem Lande zu kehren. Sein erprobtes Schwert hat im bayerischen Armeemuseum einen dauernden Ehrenplatz gefunden, und ein anderes bleibendes Denkmal schuf sich der Tapfere selbst durch seine mit derbem Humor gewürzten handschriftlichen Aufzeichnungen, die, von Oberleutnant Würdiger herausgegeben, in die Sammlungen des historischen Vereins für Oberbayern aufgenommen wurden.

Der Hofkaminfeger Curo zählte 25 Jahre, als im Oktober 1740 zu Wien Karl VI. starb und der für Bayern so verhängnisvolle österreichische Erbfolgekrieg ausbrach. Kurfürst Karl Albrechts anfängliche Erfolge schlugen bald in das Gegenteil um, und die Oesterreicher unter Chevenhüller und Brown fielen in die altbayerischen Lande ein. Schon zu Beginn des Jahres 1742 streiften ungarische Reiter um das, von seinen Mauern abgesehen, so gut wie schutzlose Burghausen herum. Da raffte sich der wackere Curo auf und griff zum Schwerte. Sein ihm eben erst angetrautes junges Weib konnte ihn nicht halten, „aus purer angeborener Liebe und Treue zu seinem Landesfürsten“, wie sein Tagebuch berichtet, „opferte er alles auf“.

Er sammelte fünfzig sichere Schützen und nahm mit diesen auf eigene Hand den Kampf gegen den Feind auf. 127 Banduren fielen in kurzer Zeit unter seinen Streichen. Erst der nach Neujahr heranrückenden Uebermacht mußte das kleine Freikorps, dessen Teilnehmer die Oesterreicher als „Landfahnen“ mit Verstümmeln und Aufhängen bedrohten, weichen. Nach heldenhafter Verteidigung fiel Burghausen am 3. Februar in die Hände des Feindes und bis zum Herbst lastete der Druck der Besatzung mit Kontributionen und Brandschatzungen schwer auf der Stadt.

Endlich konnte der bayerische Feldmarschall Sedendorf mit 13 000 Mann wieder vorrücken, da in Böhmen der preussische Adler unter dem jungen Friedrich siegreich seine Schwingen zu entfalten begann. Da hielt auch der tapfere Curo seine Zeit wieder für gekommen. Rasch sammelte er von neuem seine alten Getreuen, diesmal als ein nach dem erfolgten Landesausgebot gesetzmäßig organisiertes Jägerkorps. Mit einem wohl gelungenen Handstreich auf Alötting, wo die Vorhut der Oesterreicher lag, eröffnete er seine Tätigkeit. Seine Streiter erkletterten in der Dämmerung die Mauern, über-rumpelten den Feind und führten ihn gefangen dem Herzog Ludwig Friedrich zu Sachsen zu, der die bayerische Vorhut kommandierte. Dieser ließ sich von dem tatenfrohen Kaminkehrer bewegen, noch in derselben Nacht einen Versuch auf das wohlverwahrte Burghausen zu machen. Curo erhielt 40 Grenadiere zu Pferd, um die erste, schwerste Arbeit zu tun, die übrigen Truppen folgten zu Fuß. Der kühne Partegänger durchschwamm mit seinen Reitern die wilde, schon winterlich kalte Alz, hob die auf der Straße nach Neudötting stehenden österreichischen Posten auf und überrumpelte die Burg. Rasch wurde das Sperrgatter, das die Festung gegen die Stadt hin ver-

schloß, zertrümmert, und auf dem schmalen Gangsteig galoppierten die Grenadiere auf den Marktplatz hinab. Ein wütendes Infanteriefeuer der inzwischen alarmierten Besatzung empfing sie aus allen Häusern, die allzu Tapferen mußten zurück. Inzwischen aber war der sächsische Prinz mit 500 Mann auf der eroberten Burg angelangt und man wagte einen neuen Angriff. Der schwerste Kampf tobte um das jetzige Gasthaus „Zur Goldenen Krone“, damals dem Bürgermeister Hartner gehörig, in dem sich 90 Wunden, die den angebotenen Barren zurückwiesen, verschanzt hatten. Cura leitete den Sturm, und alle Verteidiger wurden erschlagen. Nach fünfständigem Kampfe, der den Bayern nur 36 Tote und 18 Verwundete gekostet hatte, ergab sich der Rest der Besatzung.

So hatte er zum erstenmal seine Vaterstadt dem Landesherren zurückerobert. Aber schon im Dezember, als 7000 Oesterreicher heranzogen, ging sie abermals verloren. Wohl schlug man den ersten Angriff von einer Schanze am jenseitigen Salzachufer tapfer zurück und Cura, der den Feind mit 100 Jägern verfolgte, machte 53 Gefangene. Aber auf die Dauer war der Ort doch nicht zu halten, die Bayern zogen am 9. Mai 1743 ab, und Curas Freikorps wurde aufgelöst. Allein er konnte sich nicht darein finden; mit 64 Getreuen schwor er sich auf Tod und Leben zusammen und setzte auf eigene Faust den Guerillakrieg gegen die Oesterreicher fort. Die waldreiche, wenig bewohnte Gegend zwischen Inn und Salzach begünstigte ihn; seine Schar wurde bald der Schrecken des Feindes. In Wäldern, Schluchten und Hohlwegen lauerten ihm die Curras auf und befolgten dabei eine den Buren ähnliche Taktik. In drei Treffen sich teilend, ließ das erste den arglosen Gegner vorbei, das zweite griff ihn wütend an und das dritte versperrte den Ausgang. Ob der Ueberraschte sich vor- oder rückwärts wandte, er geriet in die Falle.

Doch neue Niederlagen der Bayern zwan-

gen endlich die Freischärler, sich zu trennen. Cura, der in Burghausen nicht mehr sicher war, rettete sich mit zwei erbeuteten Pferden zum bayerischen Heere und trat bei den berittenen Grenadiere ein, die er früher so erfolgreich geführt. Manch verwegenes Reiterstücklein verbrachte er mit diesen, indem er verkleidet, die Beute der Feinde weidend, diese in einen Hinterhalt lockte, und oft zogen die Offiziere den tapferen Schornsteinfeger an ihre Tafel. Aber diese Tätigkeit befriedigte seinen Ehrgeiz nicht lange, der Gedanke an seine Vaterstadt ließ ihm keine Ruhe. Nachdem er von einer Wunde, die er gelegentlich einer Reconnoissance bei Welden erhalten, genesen war, begab er sich zum Prinzen Ludwig Friedrich, der mit bayerischen Truppen bei Traunstein stand, und legte ihm einen neuen Plan zur Eroberung Burghausens vor. Ein Kriegsrat wurde berufen, und der Prinz, die Generale und die Obersten ließen sich nach siebenständiger Verhandlung zu dem Unternehmen bereiten. Dem General St. Germain, einem der besten Heerführer Karl Albrechts, wurde die Ausführung übertragen und Cura selbst sollte auf geheimen Wegen die erste Sturmcolonne führen.

Die Oesterreicher bemerkten den Anmarsch nicht. In dem nahe bei Burghausen gelegenen Bistziersenferlkloster Maitenhaslach, wo man die Nacht rastete, wurden die Sturmleiter gezmurmert und die letzten Vorbereitungen getroffen. Am 20. November 1744 morgens übernahm Cura die „verlorene Schar“, 50 wallonische Dragoner und 50 Sedendorf-Grenadiere, und erstieg mit ihnen die Mauern der Burg. Durch ein eingeschlagenes Fenster drang man ins Innere. Signalschüsse gaben der nachrückenden Hauptmacht das Zeichen, und nach hartnäckiger Verteidigung erlag der österreichische Oberst v. Zischki mit der ganzen Besatzung dem stürmischen Angriff. Von seinen 1300 Mann war fast keiner entkommen, 400 fielen, 507 wurden gefangen, der flüchtende Rest er-

trank in der Salzach. Den Bayern hatte der Sieg nur 21 Tote und 72 Verwundete gekostet. Prinz Ludwig Friedrich aber attestierte dem heldenmütigen Cura, daß er durch seine Verdienste eine allerhöchste kaiserliche Gnade (Kurfürst Albrecht trug die deutsche Kaiserkrone) meritirt habe.

Nachdem im Frühjahr Burghausen noch einmal von den Oesterreichern besetzt war und Cura sich in Augsburg von einer Wunde erholte, die er, unter den bayerischen Offizieren kämpfend, davongetragen, machte der Friede zu Pfaffen, am 22. April 1745 dem verderblichen Kriege ein Ende.

Kurfürst Max III. ließ jetzt den Patrioten, von dessen Taten man ihm berichtet, zu sich kommen. Der tapfere Kaminfeger sollte sich eine Gnade erbitten. Cura war nie ein ehrgeiziger Streber gewesen, immer hatte er sich untergeordnet, und nun wußte sich der bescheidene Mann, ein echter Altbayer, keine schönere Belohnung, als die Erlaubnis, auf der heimatischen Burg eine Wierschenke eröffnen zu dürfen. Er erhielt sie, auf Lebenszeit freie Dienstwohnung dazu, und einen kleinen Bezug von Holz und Getreide.

Zwanzig Jahre lang schenkte er nun in Frieden, in dem malerischen alten Thorwarthaus am Nordeingange der Burg, sein Weißbier aus und mochte seinen Stammgästen oft genug von seinem abenteuerlichen Kriegsleben erzählen. Am 29. April 1765 schloß, wie es im Barregister heißt: „der Ehrengedachte und bescheidene Herr Franz Karl Cura die Augen. Haus und Wirtschaft, wie das Kaminkehrergeschäft blieben noch bis zum Jahre 1806 in den Händen seines Sohnes Franz Xaver Ignaz Cura. Auch seine Vaterstadt hat pietätvoll das Andenken des schlichten Helden bewahrt. Der Platz vor seinem einstigen Wohnhause, das eine Gedächtnistafel ziert, trägt seinen Namen, und von Zeit zu Zeit wird die Erinnerung des vollstümlichen Mannes durch die Auf- führung eines Schauspiels neu belebt.

Humoristisches.

Richtige Auskunft. Portier eines Museums: „Die Regenschirme bleiben hier in Verwahrung, bis Ihr zurückkommt.“ — Bauer: „Warum denn?“ — Portier: „Weiß drinn nit regn't in der Bildergalerie.“

Verplappert. A. (der einen alten Schuldner wiedererkennt): „Erlauben Sie... Sie kommen mir so bekannt vor!“ — B.: „O bitte — das ist schon lange verjährt.“

Kleine Fische. May: „Dieser Hecht ist doch ein ganz gemeiner Mensch.“ — Effie: „Aber warum denn?“ — May: „Neulich schrieb er mir von Aegypten, daß er ein sieben Fuß langes Krokodil geschossen hätte. Sobald er noch ein zweites erlegt habe, würde er mir aus den beiden Krokodilhäuten Morgenstühle machen lassen.“

Unter Kindern. „Du, Friße, wie war denn eigentlich deine Geburtstagsfeier gestern?“ — „Sehr schön!“ — „Und da hast heute keine Magenschmerzen?“

Richter: „Und Ihr Alter?“ — Zeugin: „Om! ... So fünfundsiebenzig, sechsundzwanzig.“ — Richter: „Nur weiter... nach und nach werden wir schon darauf kommen!“

Sehr richtig. Lehrer: „Warum hat die Giraffe einen so langen Hals?“ — Schüler: „Weil der Kopf so weit vom Körper entfernt ist!“



„Was soll das für eine Flüssigkeit sein, Kellner?“ — „Bouillon, Herr Kapitän!“ — „Na, dann bin ich ich 20 Jahre lang auf Bouillon geseigelt!“



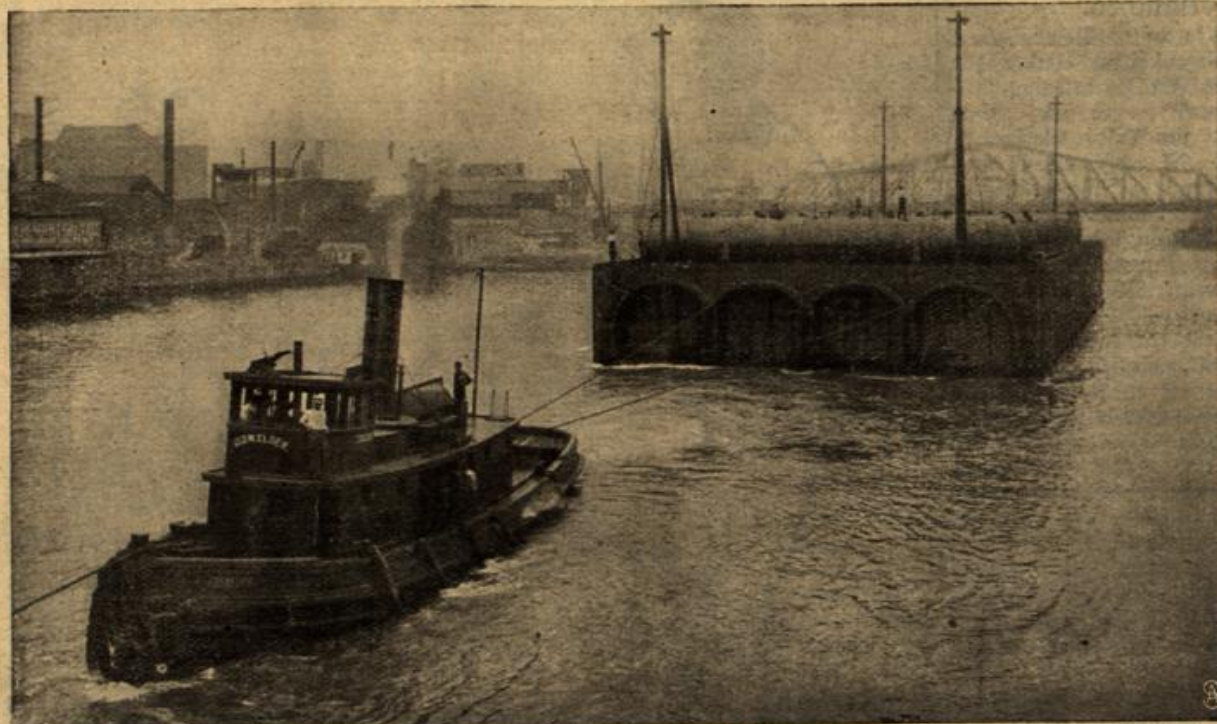
Serbische Kriegs-Medaille.
Modelliert von Bildhauer Hans Schaefer, Wien. Von dem unter dem Protektorate des Kronprinzen Alexander von Serbien stehenden Invalidenbund herausgegeben, zur Erinnerung an das im Kriege 1912 den Türken wieder abgenommene Amselsfeld, welches in der Schlacht vom 27. Juni 1889 von diesen erobert wurde.



Auszahlung eines Schecks über 350000 Mark in London.

Auf eine Gesamtsumme von 350000 Mark beliefen sich die Gewinnanteile, die eine gemeinnützige englische Versicherungsgesellschaft unter ihre 16000 Mitglieder jüngst zu verteilen hatte. Die Abhebung dieses Betrages mittels Schecks und die Ausbändigung vollzog sich zwischen dem Vertreter eines Bankinstituts und dem Sekretär der Gesellschaft mit großer Feierlichkeit. Ein Aufgebot von Polizeibeamten sorgte für die Ueberwachung des wichtigen Geldgeschäfts.

Vom Bau der Untergrundbahn in New York durch den Harlemfluß.
New Yorks Riesenverkehr, der im Laufe des letzten Jahrzehnts immer gewaltigere Dimensionen annahm, stellte die amerikanische Ingenieurkunst vor immer wieder neue und höchst komplizierte Aufgaben. Eine solche bedeutete auch die Anlage einer neuen Untergrundbahn, der sogenannten Lexington-Linie, in deren Verlauf der Harlemfluß durchquert werden mußte. Es ist dies ein Verbindungsarm vom East River nach dem Hudson River, zwischen denen auf einer langgestreckten Halbinsel sich bekanntlich die eigentliche New-York-City ausdehnt. Die Tunnelstrecke unter



Vom Bau der Untergrundbahn in New York durch den Harlemfluß.

dem Harlemfluß wurde aus mächtigen Metallröhrensegmenten zusammengesetzt, welche letztere man, zunächst mit Wasser gefüllt, versenkte und dann miteinander verband. Auf diese Weise konnte während des Baues eine genügend breite Wasserfahrt für die Schiffsahrt freibleiben. Die Bahn wird wie alle New-Yorker Schnellbahnen viergleisig gebaut, d. h. mit besonderen Strängen für den Lokals und den Schnellverkehr.

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 3

Verlag von J. V. Mith's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



St. Moritz im Winter. Blick gegen den Piz Languard.

Phot. A. Krenn, Zürich.

Die zweite Ehe. Roman von Hedwig Berger.

Ein Colbert gerade zugefallener größerer Spielgewinn setzte ihn in den Stand, für eine Kleinstadt luxuriös zu leben und den Gerüchten von seinem Reichtum, die er in die Welt gesetzt, einigen Nachdruck zu verleihen. Eleonore Rowings Vermögen, das die Fama ebenfalls um das Beinahefache vergrößert hatte, zog ihn an und die Menschenkenntnis des Glückritters erkannte das Mädchen geeignet, sein Opfer zu werden. Die Schmeicheleien des weltgewandten Mannes, sein ruhmreiches Auftreten, unterstützt von einem nicht unangenehmen Neutönen, seine Versprechungen, die Lustschlösser, die er ihr baute, betörten das eitle, unerfahrene Geschöpf denn auch bald gänzlich. Nun machte zwar der Vater sein Nachtgebot mit aller Energie geltend, aber es war zu spät, er hatte ja selbst versäumt, Eleonore Achtung seiner Autorität zu lehren. Trotzdem stemmte er sich zäh ein volles Jahr gegen diese Verbindung, als deren notwendige Folge sein Scharfblick das Unheil erkannte. Ein Jahr des steten Kampfes zwischen Vater und Tochter, während dessen sich Colbert im Lande umhertrieb, von Zeit zu Zeit aber wieder in Gerlingau auftauchte, die Schlinge um den gefangenen Vogel vor dem Loderwerden zu schützen.

Endlich gab Rowing nach, müde der ewigen Qualereien . . .

„Wirst du unglücklich, so erinnere dich, daß ich dich gewarnt habe, und diese Ehe dein freier Wille gewesen ist. Meiner Schwelle bleibe mit Klagen fern.“

Und Eleonore hatte hell auslachend erwidert, sie werde gewiß nie nötig haben, die Schwelle des Vaters als Bittende zu betreten.

Bald genug mußte sie erkennen, daß sie falsch, der Vater aber richtig prophezeit habe. Bald genug war Eleonores Vermögen durchgebracht, wobei man allerdings, um gerecht zu bleiben, anerkennen muß, daß sie ihrem Gatten dabei widergeholten. Es hatte sich auch zu Rolands Verdruss bedeutend kleiner erwiesen, als er erwartet hatte; ebenso mußte Eleonore zu ihrem Aerger erfahren, daß die Gerüchte von Rolands Reichtum eitel Geklunkel gewesen. Und nun — Colbert war zu einer reellen Arbeit unfähig — nun begannen die Sorgen um das tägliche Brot, in denen sie den Vater doch sehr häufig als Bittende aufsuchen mußte, besonders als sich ihr Familienkreis vergrößerte. Daß unter diesen Kümmernissen auch der eheliche Friede leiden mußte, war fast selbstverständlich bei den Charakteren der Gatten, die für Entsagung und opferfreudiges Dulden so gar nicht geschaffen waren. Eine ehrliche Neigung hatte sie ja nicht zusammengeführt, nur selbstsüchtige Motive hatten auf beiden Seiten geleitet, und wenn Eleonore behauptete, sie habe Roland geliebt, so betrog sie damit nicht nur andere, sondern auch sich selbst. Eleonore Rowing war nie fähig gewesen, jemanden zu lieben, als sich selbst und später vielleicht noch ein wenig ihre Kinder.

Es war ein entsetzliches Leben, das sie nun führten, bald im herben Kampfe um den

notdürftigsten Lebensunterhalt, bald in verschwenderischem Luxus. Es war, wie Frau Colbert sehr richtig gesagt, eine elende Existenz, die sie dahinschleppten. War kein Geld im Hause, so gab es Streit und gegenseitige Vorwürfe und schließlich Verführung, um über Mittel und Wege zu beraten, wieder welches herbeizuschaffen. Hatten sie eine Summe in Händen, so vergeudeten sie das Geld sinnlos — er im Trunk und Spiel, sie in Anschaffung unnützer Dinge; denn Eleonore war keine sparsame Hausfrau und wollte es auch nicht lernen, eine solche zu werden.

Alexander Willersfeld war ein eigentümlicher Charakter. Im Grunde edel und von den vortrefflichsten Herzeigenschaften, besaß er doch eine schlimme Charakterseite, die gegebenenfalls die guten gänzlich verbunkeln konnte: eine ungezügelter Herrschsucht, die schon fast in Despotismus ausartete. Er war ein entschiedener Anhänger des absolutistischen Regime in seinem Hause, d. h. solange er dasselbe führte. Nur sein Wille hatte da zu gelten, ihm mußten sich bedingungslos alle Hausgenossen unterwerfen. Und wehe dem, der seinem Willen offen oder heimlich zuwider zu handeln wagte! Jedes andere Vergehen vergab er leicht — dieses nicht!

Beugte man sich aber gutwillig unter sein Szepter, so konnte es keinen besseren Herrn geben als ihn. Er gewährte gebeten oder auch freiwillig vielleicht mehr als die Betreffenden verlangten — nur nicht fordern durften sie. Was er gewährte, war ein freies Geschenk seiner Gnade, kein zugesandenes Recht.

Es liegt in der Natur der Männer, daß man ihnen die Herrschsucht nicht so sehr als Fehler anrechnet als eine eventuelle Charakterschwäche. So fand man sich auch in Staatsanwalt Willersfelds Hause sehr gut mit dieser seiner Eigenart ab. Man gestand ihm ruhig zu, was er als sein Recht betrachtete, fühlte sich auch glücklich dabei, da man ihn „richtig zu nehmen“ wußte, und so hatte er keine Veranlassung, die Anerkennung dieses Rechtes mit Härte durchzusetzen. Aber die Gefahr lag doch nahe, daß er bei einer unvorsichtigen Berührung seiner schwachen Seite den Despoten in seiner vollen Grausamkeit hervortreten könne.

Ob dieser herrschsüchtige Charakterzug nicht seinen Anteil hatte, daß Willersfelds erste Ehe so unglücklich ausgefallen? Obzwar er und mit ihm die Fernerstehenden stets die Hauptschuld der Frau beigemessen hatten.

Willersfeld war eben von der Schönheit der jungen italienischen Schauspielerin so bezaubert gewesen, daß er vollständig vergaß, zu prüfen, ob denn auch ihre beiderseitigen Charaktere zusammenpaßten. Er hatte sich ebenso rasch verlobt als verliebt, und einige Wochen später führte er auch schon, zum Entsetzen der aristokratischen Kreise Wiens, Adelaide Rusini als Freifrau in sein Haus heim. Der Honigmond war aber auch noch nicht zu Ende, als Alexander schon fand, er sei doch ein wenig voreilig gewesen, und

auf die Schönheit der Frau allein lasse sich noch keine glückliche Ehe aufbauen. Seine Frau war leider so ganz anders, als er sie sich geträumt hatte.

Er sehnzte sich nach einem stillen, häuslichen Glück an der Seite eines sanften, nachgiebigen Wesens, Adelaide aber konnte ohne Buß und Vergnügen nicht leben. Sie erwartete, daß der Gatte auch weiterhin den feurigen Anbetern spielen und widerspruchslos jeden ihrer manchmal kostspieligen Wünsche erfüllen werde. Dazu aber konnte sich Alexander Willersfeld nun und nimmer verstehen.

Herr von Willersfeld war nicht reich. Einer verarmten Adelsfamilie entsprossen, hatte er sich seinen Weg durchs Leben so ziemlich selber bahnen müssen. Auch war sein Einkommen — er war damals noch Adjunkt — nicht hoch zu nennen. Nun aber schien Adelaide von Summieren keine blasse Ahnung zu haben, und wenn sie in ihrer Vergeudung so fortfuhr, mußte er binnen kurzem nicht nur völlig mittellos, sondern mit Schulden überlastet dastehen.

Willersfeld setzte der Verschwendungssucht seiner Frau durch Strenge einen Damm. Vielleicht hätte er mehr erzielt, wenn er das eigenwillige, verwöhnte, aber im Grunde gutmütige Geschöpf durch Güte zu lenken versucht hätte, zumal ihn dasselbe wirklich liebte, und unter seiner Strenge, die sie als Lieblosigkeit betrachtete, schwer litt. Aber bei Alexander Willersfeld gab es nun einmal kein Deuteln und Verbrämen an dem einmal eingeschlagenen Wege. Rücksichtslos, ohne rechts und links zu blicken, schritt er denselben dahin, und Adelaide, die nie einen anderen Willen über dem ihren anerkannt hatte, geriet außer sich. Die ganze Heißblütigkeit der Südländerin, aber auch die ganze Grausamkeit der in ihrer Eitelkeit verwundeten Kokette kam nunmehr zum Vorschein.

Furchtbare Szenen spielten nun zwischen den beiden Gatten, es gab Austritte, an die Willersfeld heute mit Entsetzen zurückdachte, in denen er aber stets den Sieg behauptete. Schließlich erlahmte Adelaides physische Kraft und sie griff zu einem weniger nervenaufregenden Mittel: den Stürmen folgte monatelanges Schmollen und Trohen. Alexander gab auch jetzt nicht nach und hegte noch immer eine schwache Hoffnung, aus der Gesellschaftsdame eine leidliche Hausfrau zu machen, und an ihrer Seite noch eine halbwegs erträgliche Existenz zu finden. Die Liebe zu ihr war freilich längst dahin, sie war ja nur ein sinnlicher Raub gewesen, der von der kalten Wirklichkeit längst zerstoßen. Aber ein Engel des Friedens konnte ja das Loder gewordene Band wieder fester knüpfen, und vielleicht würde dieser Engel das Kind sein, das sie erwarteten —

Auch diese Hoffnung täuschte! Es war ein hübscher Junge, den man dem entzückten Vater in den Arm legte, Alexander wurde er nach diesem getauft, der Nationalität der Mutter zu Ehren aber Alessandro und in Abkürzung des langen Namens nur Alessio genannt. Aber Adelaide haßte den

Knaben. Ja, sie haßte ihn, war er doch das Kind des Mannes, demzuliebe sie dem Ruhm und der Kunst entsagt hatte, und der ihr diese Liebe nur mit Undank gelohnt. Sie versank in finsternen Hinfällen und vernachlässigte Gatten und Kind, bis eines Tages — Messo zählte etwa ein Jahr — die bei dem Naturell der Gatten unausbleibliche Katastrophe hereinbrach. Adelaide entfloß mit einem andern — und mit ihr gingen ihre Schmuckfachen und eine bedeutende Summe, die sie auf Grund mehrerer mit der gefälschten Unterschrift ihres Mannes versehener Wechsel erlangt hatte.

Auch dieser Schlag raubte dem energischen, besonnenen Manne nicht die Fassung. Nur ein unsagbar verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen, und den letzten Rest von Achtung, den er seiner Frau trotz allem bewahrt hatte, entzog er ihr in diesem Augenblick. Ohne ein Wort oder eine Klage opferte er sein kleines Vermögen und löste die Wechsel ein, damit sein Name nicht noch mehr in den Not gezogen werde, als es ohnehin der Fall war.

Die geschiedene Frau von Willersfeld widmete sich im Auslande wieder ihrer Kunst und führte nebenbei ein skandalöses Leben. Weniger aus Reichfertigkeit, denn aus Rache. Sie wußte ja, ihr Gatte liebte sie nicht mehr, hatte sie vielleicht nie geliebt. Aber seine Ehre stand ihm über alles, und traf sie diese, traf sie ihn ins innerste Mark.

Bald darauf wurde Willersfeld befördert und sich vom gesellschaftlichen Leben soviel als möglich zurückziehend, lebte er nur seinem Berufe und seinem Kinde.

Zwei Jahre nach Adelaidens Flucht erhielt er ein Telegramm, das die Nachricht ihrer schweren Erkrankung und die dringende Bitte, zu ihr zu kommen, enthielt. Die Unglückliche mochte den Tod fühlen und wünschten, sich vor demselben mit dem schwerbeleidigten Gatten zu versöhnen. Aber Willersfeld ging nicht. Ein harter Zug legte sich um seinen Mund, als er die wenigen Zeilen las und stumm schlenderte er das Telegramm in das Feuer. Ein zweites, das einige Tage später eintraf und dieselbe Bitte, nur noch in dringenderer Form, enthielt, hatte dasselbe Schicksal.

Die Sterbende bat nicht mehr. Wohl aber ging durch die Blätter die Kunde von dem nach kurzem, schwerem Leiden erfolgten Tode der Schauspielerin Adelaide Rusini, geschiedene von Willersfeld.

Als der Witwer dies las, richtete er sich auf und reichte die Arme mit einem Seufzer der Befreiung in die Luft. Mit ihrem Tode hatte sie die ihm angetane Schmach gesühnt, das Leben gewann nun neuen Reiz für ihn.

Indessen vergingen vier Jahre, ohne daß der Staatsanwalt von Willersfeld an eine zweite Ehe gedacht hätte. Nicht etwa aus Haß gegen das weibliche Geschlecht, weil ihn eine Angehörige desselben elend gemacht und er deshalb alle Frauen für schlecht und verworfen hielt.

Dies und die widerwillige Bekehrung des Betreffenden zum Gegenteil ist ein sehr beliebtes Thema für die Romanchriftsteller. Der Wirklichkeit entspricht es aber nur in den seltensten Fällen.

Willersfeld wenigstens war zu klug und gerecht dazu, und wenn er keine zweite Ehe einging, so war es einfach deshalb, weil die weiblichen Wesen, die ihm in den Weg traten, nicht den Wunsch nach einer solchen in ihm anzufachen vermochten. Er

lebte als Witwer ganz behaglich und es gelang ihm sogar wieder, einige Ersparnisse zurückzulegen, durch die er die Zukunft des Sohnes langsam wieder zu sichern hoffte. Auch seine Zurückgezogenheit hatte er teilweise wieder aufgegeben und beteiligte sich maßvoll an den geselligen Vergnügungen.

Da mußte er eines schönen Frühlingstages — doch nein! er war nicht schön, sondern recht trübe und regnerisch! — eines Frühlingstages also eine Reise unternehmen, und auf der Rückreise wollte er einen Abstecher nach dem Landstädtchen Geringsau machen, einigen Nachforschungen in einem Kriminalfall zuliebe.

Eigentlich war das eine Kaprixe von ihm, er hätte ganz gut einen Detektiv senden können, aber er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß die Angelegenheit bis auf weiteres seinen Staub aufwirbeln solle, und er dies selbst besorgen könne.

Aber beinahe hätte er seine Laune bereut, als er den Fuß auf Geringsauschen Boden setzte. Unaussehliches Regenwetter hatte seine bisherige Reise verdorben, nun aber schien sich die Sonne eines Besseren besinnen zu wollen und sandte ihm einen freundlichen Gruß zu, den ersten in Geringsau. Aber der goldene Sonnenblick diente nur dazu, ihm den Schmutz, von dem er sich umgeben sah, noch abschreckender und häßlicher zu gestalten. Der Großstädter rümpfte die Nase. Gewiß, man wirft der gemüthlichen Kaiserstadt nicht mit Unrecht vor, daß sie auch in dieser Beziehung ein wenig gemüthlich ist, aber das hier übertraf doch alles — — —

Der Kriminalist überwand dies und die Einfachheit des Gasthofes, in dem er abgestiegen, aber doch in Rücksicht auf den Zweck, der ihn hergeführt, und begann sofort seine diplomatischen Schachzüge. Schließlich wurde ihm bedeutet, daß vielleicht der Steuereinnnehmer Rowing mehr Beiseid geben könne.

Der Staatsanwalt zögerte nicht, diesen Wink zu benutzen. Er suchte Rowing sofort auf. Derselbe sollte mit seiner jüngsten, noch unermählten Tochter ganz allein ein Haus in der Vorstadt bewohnen.

„Der Herr ist also Witwer?“

„Ja, schon seit Jahren,“ lautete die Antwort.

„Um, wie ich,“ dachte der Staatsanwalt. „Und wie ich besitzt er auch ein mutterloses Kind. Das „Kind“ scheint aber schon ziemlich „groß“ zu sein — bin neugierig, was für eine Sandpomeranze mir da entgegengetreten wird. Möglicherweise kichert sie bei meinem Anblick und verschwindet — was schließlich noch das vernünftigste wäre, was sie tun könnte.“

Der Weg in die Vorstadt ließ den verwöhnten Großstädter neuerliche Vergleiche zwischen der Residenz und dem Landstädtchen anstellen, und natürlich kam das letztere dabei schlecht weg. Hätte sich Geringsau wenigstens einer schönen Lage rühmen können! Aber seine Umgebung war herzlich öde und langweilig, und über seine altertümlichen, aber durch stillose Um- und Zubauten verunstalteten Häuser hätte sich vielleicht ein Kenner der alten Baukunst entrüsten, also auch dafür interessieren können — ein solcher aber war Alexander Willersfeld nicht.

In der Vorstadt, die eigentlich nur eine Straße des Städtchens bildete, waren die einzelnen Häuser von Gärten umgeben, und wo deren glückliche Besitzer nicht ausschließ-

lich für Sellerie- und Karottenbeete Sinn hatten, machte es einen anmutigen Eindruck, aber die Verwahrlosung anderer wirkte dafür umso abstoßender.

Bis hierher war also Willersfeld glücklich gelangt, aber nun; wo wohnte der Steuereinnnehmer Rowing?

„Das fehlte noch, daß ich mich in dem kleinen Neste verirren sollte,“ dachte er ungehalten, und rief einen jungen Kleinstädter, der eben mit einem Wasserkrug in der Hand die Straße entlang kam, an: „Heda, Junge, wo wohnt hier der Steuereinnnehmer Rowing?“

Der Junge lächelte pfiffig. „Da sind's schon vorbei, Herr, da müssen's wieder umkehren. Sehen Sie, das dritte Haus in der Reihe dort oben, das so schmutz aussieht, und wo in dem Garten der viele Flieder blüht, das hat der Herr Steuereinnnehmer gemietet.“

Willersfeld warf dem darüber höchlichst erstaunten Knaben ein größeres Silberstück zu und kehrte ärgerlich um.

Endlich stand er vor dem Ziele seiner Wanderung, nachdem er noch glücklich mehreren Pfützen ausgewichen war. Herabwärts hatte er das Häuschen nicht beachtet, jetzt aber staunte er über sein freundliches, wie der junge Auskunftgeber richtig bemerkt hatte, schönes Aussehen. Es war viel kleiner als seine Nachbarn rechts und links, aber die Wände waren grau getüncht und von Schlingpflanzen malerisch überkleidet.

In dem Garten, der es rings umgab, blühten die Frühlingsblumen, die Rasenbeete waren so frisch, die schmalen Wege so sorgfältig geharkt und der Flieder, der das Gärtchen in Menge besetzt hielt, sandte nach der regenreichen Nacht seinen Duft in betäubender Weise herüber. Die Fenster standen geöffnet, an dem einen befand sich ein Blumentisch, die in zarten Farben gestickten Kongressvorhänge hinter ihnen blähten sich in dem Luftzuge, und ein Kanarienvogel schmetterte sein Lied, daß es bis auf die Straße schallte.

Der Staatsanwalt öffnete das Eisengitter des Gartens und überschritt rasch den kleinen Kiesplatz zum Hause. Eine Klingel gab's hier nicht, aber die Haustür stand offen, und so trat er ohne weiteres Besinnen in den kleinen, reinlichen Hausflur. Da weder ein dienstbarer Geist noch sonst jemand zu sehen war, entschloß er sich, auf eigene Faust vorzudringen und wandte sich nach rechts.

Zuerst durchschritt er ein hübsches, kleines Vorzimmer. Eine ausgesprochene Vorliebe für Blumen schien in diesem Hause zu herrschen, auch hier stand ein hübsch geordneter Blumentisch, und der Staatsanwalt fühlte sich von allem, was er da sah, sympathisch berührt. Die Teppiche und Portieren waren offenbar Handarbeit. Zwar waren sie aus einfachem, billigem Material hergestellt, aber sie sprachen von feinem Farbensinn und Geschmack.

Der Staatsanwalt klopfte an die Tür, erhielt aber keine Antwort, und da er glaubte, daß man ihn wegen des Trillerns des Vogels nicht vernommen habe, öffnete er ohne nochmaliges Bocken und trat ein.

Auch dieses Zimmer — es mußte das Wohnzimmer sein — war leer. Alexander zog sich aber nicht sofort zurück, wie es seine Pflicht gewesen wäre, sondern ließ erst einen prüfenden Blick über den anmutig behaglichen Raum schweifen.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Brand der Hackerbrauerei in München.



Graf Alfred Miaczynski †.

berühmten Geschlecht der Potocki und stand im 38. Lebensjahre; ihre Ehe, der drei Kinder entsprossen sind, soll nicht immer glücklich gewesen sein, wenigstens lebten die Gatten zeitweilig getrennt. Graf Matthias von Wielzynski ist am 13. Oktober 1869 geboren; er gehörte als Mitglied der polnischen Fraktion seit längerem dem Reichstag an und hat sich auch als Maler einen Namen gemacht. Er stellte sich nach der Tat selbst den Behörden.

Die Tragödie auf Schloß Drakowj Mokre.

Eine furchtbare Tragödie hat sich vor kurzem in einer der vornehmsten Familien der polnischen Aristokratie abgespielt. Auf Schloß Drakowj Mokre, in der Nähe des Städtchens Gräg, erschoss der Reichstagsabgeordnete Graf Matthias Wielzynski seine Gattin und deren Neffen, den Grafen Alfred Miaczynski. Die Bluttat geschah zur Nachtzeit im Schlafzimmer der Gräfin, in das Graf Matthias, aus einer bisher noch nicht geklärten Ursache, mit dem Gewehr in der Hand einbrang. Die näheren Umstände und die Beweggründe der Tat dürften wohl erst durch die gerichtliche Untersuchung bekannt werden. Gräfin Felicie stammte aus dem in der Geschichte oft genannten,



Gräfin Felicie Wielzynska †.



Brandruinen der Hackerbrauerei in München.

In der bekannten Hackerbrauerei in München entstand in der Christnacht eine Feuersbrunst, die einen Schaden von 500 000 Mark verursachte und etwa 4000 Quadratmeter bedeckende Gebäude bis auf die Grundmauern einscherte. Diese umfaßten die Bäckerei, die Schreinerei und die Fasshalle sowie die Lagerei für wirtschaftliche Geräte, Modelle usw. Die Feuerwehr, die mit 31 Schlauchleitungen vorging, mußte sich hauptsächlich darauf beschränken, die vom Feuer bereits ergriffene anliegende Pilsenerbrauerei zu schützen. Die Brandmauer der Hackerbrauerei am Eisenbahngleis ist eingestürzt, das Sudhaus blieb stehen, so daß der Betrieb aufrechterhalten wird.



1. General Weher. 2. General Bronsart v. Schellendorff. 3. Oberstlt. v. Stempel. 4. General Liman v. Sanders.

Die deutsche Militärmission beim Selamluk.

Die Militärmission der deutschen Offiziere hat ihre Tätigkeit in türkischen Diensten aufgenommen. Ihre Mitglieder wohnten jüngst auch dem Selamluk bei, der feierlichen Auffahrt, die der Sultan allwöchentlich in Begleitung seiner Würdenträger veranstaltet.

Der portugiesische Rebellenführer Lima Dias wird abgeführt.

Die Putschversuche in Portugal, die namentlich die Landeshauptstadt mehrfach beunruhigt haben, werden jetzt nachträglich noch ihre Sühne finden, soweit es sich um den radikal-republikanischen Aufstand aus dem April vorigen Jahres handelt. Die Führer der damaligen revolutionären Be-



Der portugiesische Rebellenführer Dias (+) wird abgeführt.

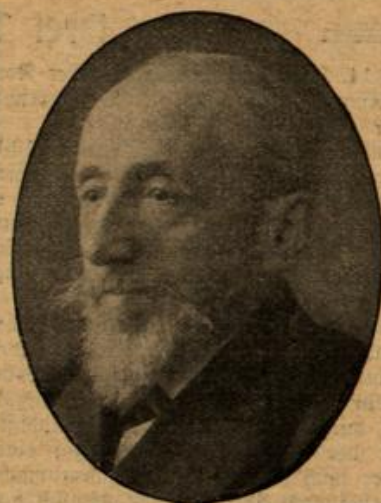
wegung, darunter Hauptmann Lima Dias, wurden nach einem Lissaboner Gefängnis übergeführt, wo sie nun abgeurteilt werden sollen.



Katerfrühstück des Turnvereins „Palme“ in Petersburg.

Katerfrühstück des Turnvereins „Palme“ in Petersburg.

Der Turnverein „Palme“ in St. Petersburg feierte jüngst das Jubiläum seines 50 jährigen Bestehens. Den Abschluß der wohl gelungenen festlichen Vorführungen und Veranstaltungen bildete ein originelles Katerfrühstück, das wir im Bilde vorführen.



Jules Claretie,
Leiter der Comédie Française, † in
Paris am 23. Dezember v. Js. im
Alter von 73 Jahren.

Drei Tage am Südpol. Don I. Zweifel.

Nachdr. verb.

Vom 14. bis 17. Dezember war der Norweger Amundsen am Südpol. Wie erreichte er ihn? Wie sieht es dort aus?

Amundsen hatte schon 1898 und 1901 wichtige Forschungs- und Entdeckungsfahrten gemacht. Am 12. August 1910 verließ er neuerdings mit seiner Frau Norwegen, um nach dem Nordpol auszufahren. Diese Expedition war auf mindestens drei und längstens fünf Jahre berechnet.

Schon lange hatte man in geographischen und andern wissenschaftlichen Kreisen davon gesprochen. Die Ueberraschung war daher allgemein, als von den Azoren der Bericht eintraf, durch welchen Amundsen ankündigte, daß er der Nordpolfahrt vorgängig einen Abstecher nach dem äußersten Süden mache. Die verfügbaren Mittel waren nämlich noch unzureichend und er hoffte, durch irgendwelche Heldentat im antarktischen Gebiet die Lücken seines Budgets stopfen zu können. Um also für eine wissenschaftliche Forschungsreise im Norden die nötigen Gelder aufzubringen, segelte der tapfere Norweger zuerst nach dem Süden.

In gerader Richtung von Neu-Seeland nach dem Südpol, in der entsprechenden Breite von Spitzbergen, erstreckt sich zwischen zwei großen Ländermassen, dem Viktorialand im Osten und dem König Eduardland im Westen, ein ungeheurer Gletscher. Stellenweise fällt er 80 Meter tief jäh zum Meere ab und jegliches weitere Vordringen mit Schiffen ist unmöglich. Hingegen ist er hunderte von Kilometern weit vollständig eben und vorzüglich geeignet für Schlitten und Skis. 1902 hatte Scott und 1909 Shackleton auf diesem Wege nach dem Südpol vorzudringen versucht. Letzterer erreichte ihn bis auf 178 Kilometer und dieser Erfolg war von außerordentlicher Bedeutung. Er brachte in Erfahrung, daß am oberen Ende des genannten Gletschers sich eine mächtige Gebirgskette erhebt, so hoch wie die Alpen, und daß der Südpol auf einem vergletscherten Hochplateau liegt.

Am 11. Januar 1911 landete Amundsen mit vier Gefährten und 115 Hunden am östlichen Küstenraum des Gletschers. Weit und breit nichts als Eis. Es fand sich nicht einmal ein besseres Plätzchen für ihre Hütte und sie konnte daher kein besonders warmes Obdach bieten. Allein dies war die geringste der Unannehmlichkeiten. Vom Rande lösten sich infolge des Schmelzens von Zeit zu Zeit unter fürchterlichem Krachen und Bersten kleinere und größere Stücke los, die dann als Eisberge umherschwebten und nach und nach in den Fluten des Ozeans verschwanden. Um den Folgen einer solchen Katastrophe auszuweichen, wurden die Winterquartiere vier Kilometer weit einwärts aufgeschlagen. Nichtsdestoweniger konnte man oft nicht schlafen und fürchtete beständige Gefahr.

Um die Schwierigkeiten zu überwinden, die beim Vordringen in ein unbekanntes Gebiet auftreten, gibt es nichts Besseres, als sich der betreffenden Lebensweise anzupassen. Die Ursache dieser außerordentlichen Erfolge der Norweger im Polargebiet liegt zum großen Teil darin, daß sie die Sitten und Gebräuche der dortigen Bewohner annahmen. Während seiner zwei Ueberwinterungen im äußersten Norden Amerikas lebte Amundsen als Eskimo. Er kleidete sich in Felle, nährte sich von Robbenfleisch,

wohnte in Schneehütten und unternahm seine Streifzüge auf von Hunden gezogenen Schlitten. Die gemachten guten Erfahrungen veranlaßten ihn, nach dem Südpol Grönländerhunde mitzunehmen. Auch in der Nahrungsweise ahmte er die Grönländer nach. Obwohl die Konserven aller Art heutzutage vortrefflich sind und aufs sorgfältigste zubereitet werden, verursacht doch ihr ausschließlicher Genuß während der Winterkälte gerne Stomatitis und gegen diese schreckliche Krankheit ist das wirksamste Mittel das Robbenfleisch, das in den Polargegenden als einzige frische Nahrung zu haben ist. Es hat durchaus keinen widerlichen, sondern vielmehr angenehmen Geschmack und wird von allen Forschungsreisenden mit Vorliebe genossen. Nachdem die Hütte erstellt war, machte man sich daher sogleich an den Robbenfang und häufte 60 000 Kilogramm Vorräte an, für sich und die Hunde, und Gott weiß, was der Magen eines Grönländerhundes verschlingt. Diese Vorräte wurden längs des Weges, den Amundsen nach dem Innern einzuschlagen gedachte, verteilt. Die Anlage dieser Depots nahm zwei Monate in Anspruch.

Nun kam der Winter. Man war im April, der unserm Oktober entspricht, und schon herrschte die empfindliche, uns völlig ungewohnte Kälte von 45 Grad unter Null. Indes sank das Thermometer immer noch mehr, um erst bei 61 Grad unter dem Gefrierpunkt seinen Tiefstand zu erreichen. Während fünf Monaten, vom Mai bis Oktober, schwankte es beständig zwischen 50 und 60 Grad unter Null. An solche Temperaturen, wo der bloße Gedanke daran Frösteln erregt, war Amundsen gewöhnt. Im nordpolaren Amerika hatte er 62 Grad ertragen, ohne, wie er schreibt, den Eindruck einer außerordentlichen Kälte zu empfinden.

Glücklicherweise war den ganzen Winter hindurch ruhiges Wetter. Während die früheren antarktischen Expeditionen unter furchtbaren, wochen- und monatelangen Schneestürmen litten, hatten sie bloß zwei solche von kurzer Dauer zu verzeichnen. Es schneite überhaupt selten.

Mit dem Monat Oktober bricht der südliche Frühling an. Die Temperatur wird milder, das Thermometer zeigt nur mehr 20 bis 30 Grad unter Null, was solchen, die an 60 Grad gewöhnt sind, recht warm vorkommt. Schon seit längerer Zeit ist alles zum Ausbruch bereit und am 20. Oktober wird der Vormarsch nach dem Südpol angetreten.

Anfänglich geht alles nach Wunsch. Sicher und schnell gleiten Männer und Schlitten davon. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als Eis und Himmel. Auf hunderte von Kilometern weit ist nicht die geringste Abwechslung. Man hat das Bild einer Mondlandschaft. In dieser Einförmigkeit gibt es keinen anderen Wegweiser als den Kompaß und quer durch die endlose Eiszüste steuert Amundsen in gerader Richtung immer Süden zu. Der große Gletscher wäre die äußerste Schlittschuh- und Skibahn. Den Skis ist die Erreichung des Südpols zu verdanken. Man legte täglich zirka 50 Kilometer zurück, was wenig scheint. Shackleton hatte es indes nur auf 28 Kilometer im Tage gebracht. Man bedenke, daß eine solche Expedition höchstens sechs bis acht Stunden auf dem Marsche sein kann. Die übrige

Zeit muß für die Zubereitung der Mahlzeiten, das Erstellen und Abbrechen des Lagers, die wissenschaftlichen Beobachtungen und die so nötige Ruhe verwendet werden. Auch wollte man die Hunde schonen, um sie zur Ueberwindung des Gebirgswalles in voller Zahl und voller Kraft zu haben. Statt den Vormarsch zu beschleunigen, vermehrte man vielmehr die Halte.

Zwanzig Tage nach dem Ausbruch erscheint endlich ein neuer Horizont. Am Ende der unermeßlichen Ebene erhebt sich ein blendend weißer Gebirgskamm. Dahinter ist der Pol.

Mit neuer Begeisterung rückt die Karawane voran. Aber die Gipfel scheinen immer höher zu werden. Das Panorama gleicht demjenigen aus der Poebene nach den Alpen, nur zeigt sich nichts als Schnee und Eis. Man glaubt sich in ein anderes Zeitalter der Erde versetzt und denkt an jene fernen Jahrtausende, da auch mehr als die Hälfte Europas noch Gletscher war.

Am 17. November begann die Erklimmung des Gebirgswalles und damit der schwierigste Teil der Expedition. Der Erfolg mußte von der Raschheit des Vordringens abhängen, daher verminderte man nach und nach die Ladung der Schlitten, ließ für dreißig Tage Lebensmittel zurück und nahm nur für zwei Monate Vorräte mit. Sollte man damit nicht auskommen, so würde man die Hunde schlachten.

Gleich zu Anfang ergeben sich die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Wie in den Alpen hat es auch hier zahllose Bergschünbe, nur viel größere und gefährlichere. Der Uebergang vom großen Gletscher zum Gebirge schwillt zu einer ungeheuren Welle an, von mächtigen, grundlosen Klüften und Schluchten durchfurcht. Und neben diesen gähnenden Abgründen verstecken sich andere unter einer verführerischen Schneedecke. Schritt für Schritt muß man den Boden prüfen und jeder enthüllt eine Falle. Häufig sind große Umwege unvermeidlich. Wie froh war man, als man gegen Abend gesund und heil auf einem sicheren Felsen anlangte. Aber am folgenden Tage erneuerten sich die Schwierigkeiten in noch erhöhtem Maße. Die Abhänge waren stellenweise so steil, daß man die Schlitten mit zwanzig Hunden bespannen mußte und unsere Norweger trotz ihrer Geschicklichkeit im Tage kaum 600 Meter in die Nähe kamen, was man in den Alpen in zwei Stunden leicht erreicht. Dennoch war in zwei Tagen die erste Kette überschritten und man befand sich vor einem neuen, aus dem Innern kommenden und rings von Bergen umgebenen Gletscher. In diesem Eistale lauerten nicht weniger Gefahren und beinahe wäre die ganze Karawane in einen Schlund gestürzt. Auf einmal fielen zwei Hunde an der Spitze eines Gespannes in eine Spalte, glücklicherweise können die andern durch sofortiges kräftiges Stemmen das Unglück verhindern. Und vorwärts geht's wieder. Kein Hindernis kann die Kühnheit erlahmen und bald ist der Gipfel der zweiten Gebirgskette in einer Höhe von 3000 Metern erklimmt.

Nun aber ändert sich das bisher günstige Wetter. Ein furchtbarer Sturm hält sie vier Tage lang zurück. Da die Ladung der Schlitten inzwischen kleiner geworden ist, bedarf es keiner so großen Gespanne mehr und Amundsen entschließt sich, 24 seiner Hunde zu töten. Das Fleisch der Opfer

bot eine angenehme Abwechslung im Menu und die Ueberlebenden konnten auch besser genährt werden.

Obwohl sich der Sturm nur teilweise gelegt hatte, drängte man wieder weiter. Da bricht neuerdings ein schreckliches Unwetter aus. Ein Orkan treibt den Schnee umher, daß man fast erstickt und kaum zwei Schritte vor sich sieht. Der Unbill der Elemente ungeachtet geht's vorwärts.

Diese unermüdlische Ausdauer findet bald ihre Belohnung. Am 29. November, vierzig Tage nach Verlassen des Winterquartiers, war man nur noch 400 Kilometer vom Pol entfernt. Der Gebirgswall war überwunden und im Vordergrund erstreckte sich ein endloses Hochplateau, worauf das Ziel liegen mußte. Der Gletscher, der von demselben herunterhängt wie ein plötzlich erstarrter Wasserfall, ist ein neues Hindernis. Der Untergrund ist hohl und bald fällt ein Mann, bald ein Hund in eine Spalte, glücklicherweise ohne ernste Folgen. Nach drei gefährlichen Tagen steht man auf einer welligen, glatten, sanft ansteigenden Eisfläche. Am 6. Dezember befindet man sich 3225 Meter über dem Meere, dem höchsten Punkte, der während der Expedition erreicht wurde. Von da an geht es über ein vollständig ebenes Schneefeld in rascher, sicherer Fahrt immer näher dem Ziele zu. Am 9. Dezember beträgt die Entfernung noch 149 Kilometer, am 11. überschreitet man den 89. Breitengrad. Der erhebende Augenblick naht!

Die Bahn ist bewundernswürdig. Am Abend des 13. ist man noch 27 Kilometer entfernt und am 14. Dezember, dem für

die Forschergeschichte ewig denkwürdigen Tage, erreicht Amundsen mit seinen Gefährten den Südpol.

Der erste Gedanke gilt dem heißgeliebten Vaterland. Sie stecken die Nationalflagge auf und geben dem Polplateau den Namen ihres Herrschers Haakon. Die Sonne strahlt am Himmel und ein frischer Wind läßt die ruhmvollen norwegische Trifolore lustig flattern. Das Thermometer zeigt nur 23 Grad unter Null: es ist ein prächtiger antarktischer Sommertag.

Auf der ganzen weiten Ebene ist nichts, was den Pol bezeichnen könnte. Wie erkannte man denn, daß man hier angelangt war? Einesteils an der Länge des Schattens. Bei uns ist der Schatten am Mittag, beim Hochstand der Sonne, am kürzesten, am Morgen und Abend hingegen bedeutend länger. Am Pol bleibt er den ganzen Tag gleich und sein äußerstes Ende beschreibt nicht eine Ellipse, sondern einen Kreis. Zur genauen Orientierung mußten indes sorgfältige astronomische Messungen angestellt werden. Es können dabei immerhin noch Fehler unterlaufen, indem die Resultate teils vom Beobachter, teils vom Instrument, sowie auch von der Atmosphäre abhängig sind. Zudem werden Irrtümer nicht an Ort und Stelle, sondern erst bei Berechnungen durch Spezialmathematiker herausgefunden.

Amundsen ließ alle Vorsicht walten. Nach Errichtung des Lagers wurden auf 18 Kilometer im Umkreis die Messungen wiederholt. Am folgenden Tag ergab sich, daß der Pol 9 Kilometer südlicher sein müsse,

was nochmalige Beobachtungen bestätigten, und die Flagge wurde dorthin verbracht.

Um ein möglichst bleibendes Merkzeichen zu hinterlassen, wurde ein Zelt errichtet und dieses mit der Nationalflagge und mit derjenigen der Fram versehen. Am 17. Dezember trat man die Rückkehr an. Vom schönsten Wetter begünstigt, erreichte man schon am 25. Januar 1912 die einstige Winterstation.

Seit einigen Tagen bereits war das Schiff, das in Buenos-Aires überwintert hatte, eingetroffen. Ohne Verzug stach man in See und am 7. März landete es in Tasmanien, von wo aus Amundsen die ersten Nachrichten von seinem Erfolge in die Welt sandte.

Die Entdeckung des Südpols hat eine Fülle interessanter Resultate gezeitigt. Vor allem hat diese Expedition ergeben, daß die mehrfach erwähnten Gebirgsketten zu den längsten und mächtigsten Erhebungen des Erdballes gehören und wahrscheinlich eine Fortsetzung der Cordilleren sind.

Der Südpol liegt auf einem sechsten Erdteil von länglich zugespitzter Gestalt und der ungefähren Größe Europas. Die Rückseite liegt gegen den Indischen Ozean, die Spitze gegen Feuerland. Der Umriss ist nicht sehr gegliedert. Der tiefste Einschnitt ist gegenüber Neu-Seeland, da, wo unsere Expedition sich den Weg gebahnt hat.

Der gewünschte materielle Erfolg ist ebenfalls eingetreten und nun wird sich Amundsen zur Nordpolfahrt aufmachen, um der Polarwelt die letzten Geheimnisse zu enthüllen.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Rollschuhbahnliches.

„Hast du den kleinen biden Kerl noch nicht bemerkt, Lotte, der folgt uns schon seit einer halben Stunde auf den Fersen.“
„Ach ja, was der sich wohl einbildet — der Rollmops.“

Eins fürs andere. Meyer:

„Ach, wie schön trifft sich das, daß Sie mir begegnen, ich wollte wegen einer dringenden Angelegenheit gerade zu Ihnen.“ — Müller: „Und das wäre?“ — Meyer: „Könnten Sie mir zwei Franken leihen, ich brauche sie notwendig!“ — Müller: „Wozu denn?“ — Meyer: „Ich muß meine Uhr versetzen!“ — Müller: „Ja, dazu brauchen Sie doch kein Geld!“ — Meyer: „Freilich, erst muß ich sie beim Uhrmacher holen!“

Aus der Schule. Lehrer: „Also, liebes Lieschen, ich habe euch erzählt, daß der Herr die Blinden sehend, die Lahmen wieder gehend machte, was machte er nun mit den Tauben?“ — Lieschen (sich bestimmend): „Die Tauben — (freudig) die ließ er fliegen.“

Frau: „Lieber Mann, du hast ja schon wieder vom Zeuge für Herrn Professor ein Stück zurück behalten. Machst du dir kein Gewissen daraus?“ — Schneider: „Nein, eine Weste mache ich mir daraus.“

Guter Rat. Ein Wigbold sagte von einer Dame, die geschminkt und gepudert war: „Welche Unvorsichtigkeit von Ihrem Manne! Er hätte doch, wie es üblich ist, ihr einen Bettel anstecken

sollen mit der Aufschrift: Frisch angestrichen.“

Aus einem Polizeiprotokoll. Ein Verhafteter hatte auf der Wache Widerstand geleistet; er wurde von acht Schutzmännchen gepackt und mit Gewalt auf eine Bank gedrückt, die infolgedessen durchbrach. Der Vorfall durfte im Protokoll nicht unerwähnt bleiben. Der Wachtmeister berichtete: „... Ich hat den Beschuldigten, Platz zu nehmen, wobei die Bank zerbrach.“

Dexierbild.



Wo ist der Junge?



„Der erste Schnee“, bekanntes Gemälde von F. Bischoff

wurde vor kurzem aus der neuen Pinakothek in München gestohlen. Der Dieb, der sich offenbar hat einschließen lassen und später durch ein Fenster entwichen ist, hat auch noch zwei andere Bilder mitgenommen.

Silvester in der Großstadt.

Entwickelt sich schon in der Klein- und Mittelstadt am Silvesterabend ein frohes und ungebundenes Leben, so ist dies aber nur schwer zu vergleichen mit demjenigen in der Großstadt. Mit dem Glockenschlag „zwölft“ setzt hier ein Leben ein, das auch dem mürrischsten Murrkopf unweigerlich in seinen Bann zwingt. Aus jedem Gesicht lacht Lust und Fröhlichkeit und vergessen ist des Alltags Müh und Last. An den Fenstern, auf den Straßen und Plätzen, überall fröhliche Silvesterstimmung, die keinen Scherz trumm aufnimmt und die köstlichsten Gruppen entstehen läßt. Unsere beiden Bilder aus der Metropole des deutschen Reiches sind typische Beispiele einer rechten lustigen Großstadt-Silvesternacht. Während sich hier ein aus dem Klub Verspäteter, der jedenfalls den ersten Jahreswechsel in der Großstadt verbringt, in die Obhut der an diesem Tage ebenfalls silvesterfröhlichen Berliner Schutzleute begeben muß, damit er seine „Angststöhre“ heil und ganz nach Hause bringt, zeigt unser zweites Bild eine heitere Gesellschaft, die ihrem Frohsinn Luft zu machen sucht durch ein flottes Tänzchen, welches sie mitten auf der Straße arrangiert. Möge das Jahr 1914 den Fröhlichen der frohen Stunden noch recht viele bringen.

F. Bischoffs bekanntes Gemälde „Der erste Schnee“ wurde aus der Pinakothek in München entwendet.



Die Sorge der Schutzleute in der Neujahrsnacht:
Der Herr mit dem Zylinder in der Neujahrsnacht.



Berliner Leben in der Neujahrsnacht:
Ein Tänzchen auf der Straße.

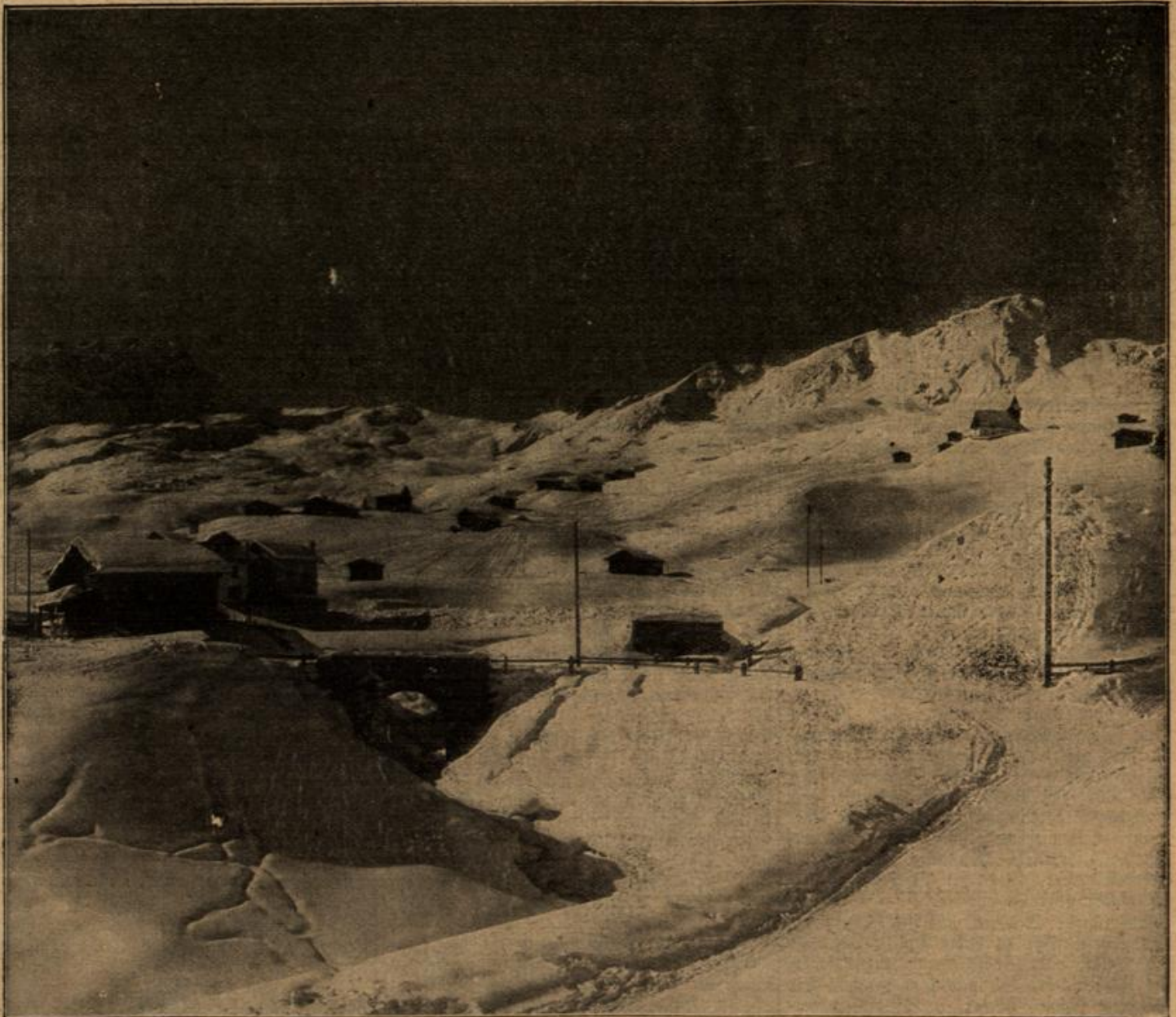
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 4

Verlag von J. B. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Der Luftkurort Arosa (1800 Mtr. ü. M.) in Graubünden. Das Brückli Inner-Arosa. Im Hintergrunde das Eifelände von Arosa.



it dem scharfen Blicke des Kriminalisten nahm er auch von der kleinsten Einzelheit einen bleibenden Eindruck in sich auf. Das Zimmer war einfach, aber nicht ohne eine gewisse Eleganz eingerichtet. Daneben herrschte in ihm eine fast strupöse Reinlichkeit. Die Fenster Scheiben spiegelten, die Metallbräute des Käfigs, in dem der Kanarienvogel unbekümmert um den Fremden seine Sangesübungen fortsetzte, blühten in der Sonne in allen Regenbogenfarben. Der Fußboden war, soweit ihn nicht die Läufer bedeckten, glänzend gebohnt, die einfachen Möbel waren mit hübsch gestickten Schönern überdeckt, Fächerpalmen standen in den Ecken und neben dem großen Spiegel, hübsche Bilder, Stickerien, ein dichtgefülltes Bücherregal hingen an den Wänden.

Dazwischen waren Nippes verstreut, an sich wertlos, aber in jener sinnigen Weise angebracht, welche die Frau kennzeichnet, und so den behaglichen Eindruck erhöhend. Auf einem Nähtischchen am Fenster lag eine angefangene Arbeit und ein aufgeschlagenes Buch, davor stand in einer zierlichen Porzellanvase ein Strauß Maiglöckchen und Flieder.

Ein anmutiges Familienheim, von fleißigen und geschickten Händen in Ordnung gehalten — — —

Familienheim! Frauenhände! Alexander Willersfeld fuhr, als er sich diese Worte wiederholte, unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen, als habe er dort einen schneidenden Schmerz verspürt. Rasch wandte er sich um und trat wieder auf den Flur hinaus.

* * *

Vergerlich sah er sich hier um. Das ganze Haus schien wie ausgestorben — sollte er ununterrichteter Dinge wieder umkehren müssen?

Doch — Gott sei Dank! — da nahen ja Schritte durch den Garten — gewiß Herr Rowing — nein! ein stämmiges Dienstmädchen, einen Korb am Arme, erschien im Rahmen der Türe. Es stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus und seine rotblühenden Wangen färbten sich noch höher, als es den Fremden erblickte.

„Ich wünsche Herrn Rowing zu sprechen — wollen Sie so freundlich sein, mich anzumelden?“

„O, der Herr Steuereinnnehmer ist noch nicht heimgekommen, aber Fräulein Konstanze ist hier, gleich da in der Küche — ich will es ihr sagen.“ — Und das Mädchen öffnete eine Tür zur linken Hand so weit, daß auch der Staatsanwalt in das Innere einer kleinen netten Küche blicken konnte, und rief hinein: „Fräulein Konstanze, da ist ein fremder Herr, der den Herrn Steuereinnnehmer sprechen möchte.“

Ein junges Mädchen, das sich bislang am Herde beschäftigt zu haben schien, zog rasch ein Gefäß etwas vom Feuer zurück, warf die Küchenschürze ab und kam heraus. Ein blendend schönes Wesen — Willersfeld verbeugte sich rasch und so tief, wie er es

auch vor einer Gräfin nicht ehrerbietiger hätte tun können.

„Fräulein Rowing — ich habe doch die Ehre?“

„Ich bin Konstanze Rowing,“ entgegnete sie freundlich, und rasch das kleine Vorzimmer durchmessend, öffnete sie mit einer einladenden Handbewegung die Tür zum Wohnzimmer, das der Staatsanwalt vorhin mit so indiscretem Interesse gemustert hatte, wieder.

„Gestatten Sie, daß auch ich mich Ihnen vorstelle, mein Fräulein — ich bin der Staatsanwalt von Willersfeld aus Wien und möchte mit Ihrem Herrn Vater in einer wichtigen Angelegenheit einige Worte sprechen.“

Die Miene des jungen Mädchens zeigte keinerlei Ueberraschung, es neigte den Kopf mit der kühlen Gelassenheit einer Welt-dame.

„Mein Vater befindet sich leider noch im Bureau, dürfte aber jeden Augenblick heimkommen — wollen Sie ihn hier erwarten, Herr von Willersfeld, und solange mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen. Entschuldigen Sie nur, daß Sie nicht sofort bemerkt wurden, — ich hatte das Mädchen ausgeschiedt und selbst Ihr Kommen überhört. Ich besitze nämlich keine Köchin und muß mich selbst um die kulinarischen Angelegenheiten annehmen,“ schloß sie mit leichtem Lachen.

„Was Ihnen keinesfalls zur Unehre gereicht, mein Fräulein,“ entgegnete der Staatsanwalt ernst.

Fräulein Konstanze verzog den feinen Mund ein wenig hochmütig, das Lob schien sie mehr zu ärgern als zu freuen. Doch hat sie den Gast artig, Platz zu nehmen, und führte das Gespräch gewandt fort.

Die „kleine Landpomeranze“ mußte eine gute Erziehung genossen haben. Sie schien überhaupt alle Eigenschaften zu besitzen, die Alexander Willersfeld an Frauen am höchsten schätzte. Die Einrichtung des Zimmers, der einfache, graue, aber fleißige Hausanzug, den sie trug, zeigte Geschmac und Sinn für Nützigkeit, die Beschäftigung in der Küche von wirtschaftlichem Sinn, ihr feines ungezwungenes Benehmen von Takt und Weltgewandtheit.

Alexander betrachtete die junge Dame mit einem ihm selbst nicht ganz klaren Interesse. Sie war reizend, aber in anderer Art, als einst Adelaide. Ihr feingeschnittenes Gesichtchen zeigte kein süßliches Kolorit, wohl aber entzückende Farben, prachsvolles blondes Haar, mit einem ganz leisen Stich ins Rötliche, umgab in überreicher Fülle den kleinen Kopf und unter den schön gezeichneten dunklen Augenbrauen — eine seltsame, aber umso reizvollere Zusammenstellung — unter den langen Wimpern blickten tiefblaue Augen in deutscher Innigkeit hervor.

Der Staatsanwalt deutete ihr die Angelegenheit, die ihn hergeführt, in vorfichtiger Weise an, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich kenne den betreffenden Herrn nicht einmal dem Namen nach, da ich erst vor

einigen Monaten aus einem Schweizer Pensionat heimgekehrt bin. Ich kann Ihnen demnach auf keine Fahrt helfen, Herr Staatsanwalt.“ Es zuckte bei den letzten Worten halb spöttisch, halb mutwillig um ihre Mundwinkel.

Willersfeld biß sich auf die Lippen — es war dem gewiegten Kriminalisten nicht angenehm, sich von der kleinen Provinzlerin durchschaut zu sehen. Doch wählte er das Beste, was er tun konnte, und ignorierte die Bemerkung.

„Haben Sie kein Heimweh nach der freien Schweiz, Fräulein Rowing?“

„O — es war schön in Vausanne, gewiß, aber ich bin doch gerne heimgegangen. Dort war ich eben nur unter Fremden und hier habe ich meinen Vater.“ Es leuchtete warm in den blauen Augen auf bei den letzten Worten. Der Staatsanwalt sah es und fühlte sich selbst davon berührt.

„Die Heimat des Menschen ist ja nicht dort, wo die Welt schön ist, sondern wo er sich geliebt weiß, wo er seine Pflichten hat.“

Willersfeld nickte ernst und blickte traumverloren vor sich nieder.

Eine Pause entstand.

„Nach Ihrer Frage zu schließen, scheint Ihnen unser Städtchen nicht eben zu gefallen, Herr von Willersfeld?“ unterbrach Fräulein Rowing dieselbe neidend.

„Aber gewiß, mein Fräulein, ich finde daselbe reizend,“ entgegnete der Gefragte hastig, aber mit einem merklichen Bucken des braunen Schnurrbartes.

Konstanze lachte — ein leises, melodisches Lachen.

„Diesmal waren Sie nicht offen, Herr von Willersfeld. Dafür will ich es sein und Ihnen gestehen, daß ich eine bessere Meinung von Ihrer Wahrheitsliebe gefaßt hatte, als Sie rechtfertigen.“

„Und wenn ich dieser Meinung nun in Bezug auf Wahrheitsliebe entsprochen hätte, würden Sie sie auch in anderer Beziehung festgehalten haben?“

„Die Mehrzahl der Menschen pflegt allerdings Offenheit als Unhöflichkeit aufzufassen, indessen keine Regel ohne Ausnahme, und wenn ich nun eine solche Ausnahme machen will?“

„Wollen Sie also wirklich hören, wie ich in Wahrheit von Ihrer Heimatstadt denke? Die Folgen auf Ihr Haupt.“

„Ich bestehe jetzt sogar darauf.“

„Nun denn, ich finde das Nest entsetzlich und bitte mir das Rätsel zu lösen, wie es eine so — junge Dame,“ verbesserte er das Wort, das ihm auf der Zunge gelegen, „von Ihrer Geistesbildung hier aushalten kann?“

Fräulein Konstanze beeilte sich nicht mit der Antwort. Sie befestigte eine Haarnadel in ihrer hohen Frisur fester, wodurch sie dem Fremden Gelegenheit gab, ihre feinen, schöngeformten Hände zu bewundern — jedenfalls absichtlich, dachte der Staatsanwalt. Ein wenig kokett war die Kleine also auch, aber das schadete nichts, es stand ihr sogar reizend. Und schließlich war es doch nur schmeichelfähig für ihn, den gereizten Mann, daß sie ihm gefallen wollte.

„Das spricht der Großstädter. Wir hier kennen nichts Besseres und finden uns drum mit den bescheidenen Verhältnissen sehr gerne ab.“

„Sie können hier doch nicht viel vergnügen den Verkehr haben?“

„Es geht ja allerdings etwas still zu in Gerlingsau, aber das ist nach einer Seite hin auch wieder gut, es werden — dadurch größere Geldausgaben vermieden,“ hatte sie offenbar sagen wollen, besann sich aber noch rechtzeitig, biß sich auf die Lippen und verbesserte sich: „Ich meine, es wird der Familienstern mehr dadurch gewedt. Die Familie muß die rauschenden Vergnügungen ersetzen.“

Der Staatsanwalt zuckte zusammen und fuhr sich mit der Rechten über die Stirne, als wollte er eine unangenehme Erinnerung verwischen.

„Und wo das voll und ganz gelingt, verzichtet man gern auf das Hasten und Treiben der Geselligkeit.“

„Wollen Sie damit behaupten, daß in dem lebhaften Treiben der Großstadt ein inniger Familienanschluß unmöglich sei, Fräulein Rowing?“

„Nein, nicht unmöglich, das zu behaupten, wäre zu ungerecht, aber viel schwieriger durchzuführen. Die meisten Menschen neigen doch an und für sich zum Leichtsinne, nicht wahr? Besonders die Jugend. Was Wunder, wenn man sich von dem Vergnügungsstromen erst zerstreuen, dann mit fortreißen läßt? Hier kommt man gar nicht in die Versuchung.“

„Nur die Versuchung stiehlt die Charaktere.“

„Unter tausend Menschen vielleicht zehn, die anderen 990 unterliegen. Ich habe wenigstens nie sagen gehört, daß man in der Großstadt nur gefestigte Charaktere findet.“

„Gewiß nicht, aber sie zählt doch auch Tausende, welche die hohe Stufe, auf welcher sie jetzt im Leben stehen, nie erreicht hätten, ohne die geistigen Anregungen, die sie in ihren Kunstschatzen und Museen, in ihren Theatern und Konzerten bietet. Oder schätzen Sie diese so gering, mein Fräulein?“

„Diese Anregungen kann sich auch der Kleinstädter verschaffen, sofern er nur will, durch gelegentliche Reisen in die Hauptstadt. Deutzutage gibt es ja fast keine Entfernungen mehr. Natürlich kommt die Sache etwas teurer und man kann nicht so viel in sich aufnehmen, als bei ständigem Aufenthalte in der Hauptstadt, aber dafür schätzt man auch das Gesehene höher und ist die Erinnerung daran umso nachhaltiger und wohlthuernder.“

Der Staatsanwalt blickte mit gesteigertem Interesse in das feine, hübsche Mädchen Gesicht.

„Kennen Sie unser Wien, Fräulein Rowing?“

„Ich war diesen Winter vierzehn Tage dort. Papa hat so lange Urlaub genommen, um mich in die Kaiserstadt ein wenig einzuführen. Nun, wenn ich sie auch nicht gründlich kennen gelernt habe, das war ja in dieser kurzen Zeit nicht möglich, so habe ich doch viel gesehen und gelernt, und heute noch bringt die Erinnerung daran eine angenehme Abwechslung in unser Stilleben.“

„Womit Sie selbst zugeben, daß die Großstadt doch auch ihre guten Seiten hat und nicht so schlecht ist, als Sie sie machen wollen,“ lächelte Willersfeld.

„Aber ich hatte gar nicht die Absicht, die Großstadt schlecht zu machen, Herr Staatsanwalt, ich wollte nur sagen, daß der Mensch mit dem vorlieb nehmen müsse, was ihm die Heimat Gutes bietet, anstatt sich das Leben mit dem Streben nach Unerreichbarem zu vergällen.“

„Sie würden sich also getrauen, den Thronen auch in dem Getriebe der Großstadt eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten und nur maßvoll die geselligen Vergnügungen zu genießen?“

Konstanze drehte das Köpfchen ein wenig verwirrt zur Seite. Mit welcher seltsamen Blicke sie der Fremde betrachtete und welche ernste Wendung er dem harmlosen Gespräch gegeben hatte!

„Ich weiß nicht — vielleicht, nein, wahrscheinlich würde ich auch nicht besser sein, als tausend andere.“

„Vielleicht würden Sie aber auch nur einer festen, führenden Hand bedürfen, um in dem Strudel des Gleichgewichts nicht zu verlieren,“ entgegnete Willersfeld warm und nahm ihre Hand in die seine.

Konstanze zog sie dunkel erglühend zurück. Sie pries den Zufall, der gerade in diesem Augenblick ihren Vater in das Zimmer treten ließ.

Sie stellte die beiden Herren einander vor, und verfügte sich nach einer Entschuldigung gegen den Gast wieder in ihre Küche.

Der Staatsanwalt ließ einen schnellen, prüfenden Blick über den vor ihm stehenden gleiten und hatte sich sofort sein Urteil über ihn gebildet. Dieser Mann, mit den wohlwollenden, freundlichen Zügen und gewandten Manieren mochte ein angenehmer Gesellschafter sein, vielleicht besaß er auch ein tiefes Gemüt und umfassende Bildung, aber auf jeden Fall fehlte ihm durchgreifende Energie. Ein Schwächling, der auf Umwegen zu dem zu gelangen sucht, das ein anderer mit einem kurzen, festen: „Ich will!“ erreicht. Eigentlich etwas Entwürdigendes bei einem Manne, und über jeden anderen hätte Willersfeld sofort den Stab gebrochen,

hier aber fühlte er sich geneigt, nach Entschuldigungsgründen zu suchen. Wer weiß, was dem Manne die Charakterfestigkeit geraubt hatte? Und sicher hatte der Vater und Erzieher einer Konstanze sonst sehr liebenswürdige Eigenschaften, die über den Mangel dieser einen hinwegsehen ließen.

Auch der Steuereinnahmer schien Gefallen an seinem Besucher zu finden, ja, schließlich freunden sich die beiden Herren beinahe an. Den Zweck seiner Reise erreichte Willersfeld allerdings auch hier nicht, er brachte so gut wie nichts in Erfahrung, und noch vor einer Stunde hätte er sich schwer gedregert, daß er sie überhaupt unternommen. Jetzt dachte er gar nicht mehr daran, und als ihn, da er vor dem Morgen nicht abreißen konnte, der Steuereinnahmer einlud, den Nachmittag mit ihm und seiner Tochter zu verbringen, nahm er ohne Besinnen, ja freudig an.

„Dürfen wir also hoffen, Sie zum Nachmittagskaffee bei uns zu sehen? Meine Einladung klingt zwar etwas kleinbürgerlich, aber da wir nun doch einmal der großen Welt ferne sind, dürfen wir es uns wohl gestatten, uns über ihre Etikette hinwegzusetzen,“ sagte Herr Rowing scherzend. „Und schließlich, Herr von Willersfeld, langweiliger werden Sie es bei uns auch nicht finden, als überall in Gerlingsau.“

Dies war allerdings richtig. Als Willersfeld nach seinem Gasthose zurückschritt, öffneten sich auf beiden Seiten der Straße alle Fenster und Türen, um neugierige Augen auf den Fremden spähen zu lassen. Die primitiv gekleideten Kinder unterbrachen ihr Spiel auf der Straße, steckten die schmutzigen Finger in den Mund und lachten ihm nach. Vorhin hatte man ihn nicht so sehr beachtet, inzwischen aber mußte die Nachricht von der Ankunft eines Fremden, und anscheinend auch noch eines vornehmen Fremden, wie ein Lauffeuer durch den kleinen Ort gegangen sein.

Willersfeld empfand diese Neugierde sehr unangenehm, und da sie ihn auch im Gasthose belästigte, zog er sich mißmutig in sein Zimmer zurück und war froh, als er in der Kaffeestunde wieder in Rowings Wohnung gelandet war. Von ihr aus erschien ihm die Kleinstadt in einem angenehmeren Lichte.

Es saß sich aber auch behaglich in dem kleinen Wohnzimmer. Die Sonne blühte so freundlich durch die grünen Weinranken, welche die Fenster malerisch umschlangen, der Kaffeetisch war so einladend gedeckt und Fräulein Konstanze spielte in anmutigster Weise die Vitrine. Sie hatte zu Ehren des Besuches ein wenig Toilette gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bock-Importen. Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

Nachdr. verb.

Dreihundertvierundsechzig Mark und sechzig Pfennige! Alle Haare möchte man sich austausen! Dreihundertvierundsechzig Mark und sechzig Pfennige! Und dabei geht's erst los übermorgen! O je, o je, und wenn ich noch zehn Töchter hätte und müßte sie alle auf dem Hals behalten, eine zweite Hochzeit richtete ich nicht wieder aus. Wenigstens nicht so eine wie diese!

Dieser etwas ausgebeulte Stoffsäufer kam von den Lippen des Adler-Apothekers Gottfried Strohschneider, der an seinem Pulte

saß und wieder zusammenrechnete, was die Hochzeitsvorbereitungen für sein einziges Kind, die hübsche blonde Erika, schon für Unsummen verschlungen hatten. Gottfried Strohschneider war nämlich ein alter Geiztrager, der alljährlich große Summen erübrigte, aber stets so tat, als werde er nächstens verhungern müssen.

„O ja,“ fiel verständnisvoll seine Haushälterin ein, die dem Alten im Sparen beinahe noch über war, „so 'ne Hochzeit kost' n Sündengeld! Aber was braucht's auch die halbe Stadt eingeladen zu werden...?“

„Klingenstein hat fünftausend Einwohner,

Susanne,“ belehrte sie Strohschneider, „und davon werden nicht mehr wie dreihundertfünfzig dabei sein. Die andern kommen von außerhalb!“

„Ja, aber die dreihundertfünfzig...“ „Sind lauter Leute, die ich aus schwerwiegenden Gründen nicht umgehen konnte. Oder soll ich mir vielleicht eine Konkurrenz-Apothekerei durch den Ausschluß auf den Hals laden lassen? Dann können wir uns nur gleich auf den Kirchhof bringen lassen. Dann ist alles aus!“

In diesem Augenblicke ertönte die Türklingel.



Der Artist und Fechtlehrer Hopf
mit seiner Assistentin auf der Varietébühne, der unter der Beschuldigung, seine beiden Frauen und seine Eltern durch Gift getötet zu haben, in Frankfurt a. M. vor das Schwurgericht kam.

Der Prozeß gegen den Artisten und Fechtlehrer Hopf

vor dem Schwurgericht in Frankfurt a. M. ist einer der sensationellsten Fälle der neueren Kriminalgeschichte. Hopf wird bekanntlich beschuldigt, fünf Personen, darunter seine beiden ersten Frauen, durch Gift umgebracht zu haben. Außerdem werden ihm noch einige Mordversuche zur Last gelegt. Der Angeeschuldigte hat ein abenteuerliches Leben hinter sich. Er war Kaufmann und ging nach Marokko, wurde Fechtlehrer und trat unter dem Namen „Kapitän Athos“ als Fechtkünstler auf Varietébühnen auf. Dann begann er ein Futtermittelgeschäft, dem bald andere Unternehmungen folgten. In dieser Zeit soll er



Enver Pascha,
der neue türkische Kriegsminister.



Skisprung auf der Bärenbad-Schanze.

Im Hintergrund das Stigellände von Arosa.

Seine Mordversuche an seiner ersten Frau begonnen haben, die er ebenso wie die beiden anderen für den Todesfall versichert hatte. Bei dem Anschlag gegen seine dritte Frau wurde er verhaftet.



Wintersport in Arosa.

Während in den Niederungen Regen, Nebel und Sturm miteinander abwechseln, folgt in den Bergeshöhen ein sonnen- durchleuchteter Wintertag dem andern. Die fröhlichen Warnrufe der fleißigen Schlittschuhfahrer melden dem Wanderer, daß mit aller Ausdauer und Hingabe dieser gesunde Sport von den Gästen des schönen Hochtals (1800 m ü. M.) gepflegt wird, gleich wie die Bärenbad-Schanze stets wanderfrohe Skifahrer sieht.

Wintersport in Arosa: Die Bobbahn nach Rüttli. Bobsleigh in der Kurve.



Der Brand des weitbekannten Touristengasthofs „Halder“ im Pfändergebiet im Vorarlberg.

Phot. A. Schwendthauer, Bregenz.



Dr. F. Ferrol,
der Erfinder einer neuen Rechenmethode.

Ingenieur Dr. F. Ferrol aus Bonn am Rhein, hat eine neue Rechenmethode erfunden, die das Rechnen selbst mit hohen Zahlen jedermann ungemein erleichtern soll.



Oberst v. Reuter.

Zur Kriegsgerichtsverhandlung gegen den Kommandeur der Zaberuer Garnison.



Die Ruinen des Gasthofs „Halder“.

Phot. A. Schwendthauer, Bregenz.



Die verschneite uralte Kirche in Lauterbach im Erzgebirge, die vom Dorfe auf den Friedhof versetzt wurde. Interessant ist der hölzerne Wehrgang, der das stimmungsvolle Kirchlein zu einem Zeugen längst vergangener Zeiten stempelt.

Bum Brand des weitbekannten Touristengasthofs „Halder“ im Pfändergebiet im Vorarlberg.

Im herrlichen Pfändergebiet im Vorarlberg, welches sich gerade jetzt eines Massenbesuches von Winter-Sportleuten aus dem Bodenseegebiet erfreut, ist am 2. Januar früh morgens der in Touristen- und Sportkreisen bestbekannte Touristengasthof „Halder“ samt dazugehöriger Pension vollständig abgebrannt. Als Brandursache nimmt man Unvorsichtigkeit an. Der Schaden, dem etwa 20 000 Kronen Versicherung gegenüberstehen, beläuft sich auf über 50 000 Kronen. Das abgebrannte Touristenhaus lag ungefähr auf halber Pfänderhöhe, auf dem ausichtsreichen Plateau „Fluh“, die von Bregenz aus in drei Viertel Stunden zu erreichen ist. Angesichts der günstigen Winterfaison im ganzen Pfändergelände macht sich der Verlust des vielbesuchten Gasthofes empfindlich bemerkbar.

„Ein Paket für Herrn Apotheker Strohschneider!“ meldete der Postbote.

„Kostet?“ fragte der Adressat mißtrauisch.
„Zehn Reichspfennige!“

„Um . . . von Klingmann und Becker? Ich habe da nichts bestellt!“ murmelte er zögernd und suchte nach dem Nadel, den die Post als Bestellgeld erhob.

„Sind sicher Zigarren!“ bemerkte der Stephanjünger mit schnuppernden Nüstern.
„Nicht ganz famos!“

„Ach ja, richtig!“ erklärte Strohschneider, dem es plötzlich klar geworden war, daß Roderich Taubert, sein künftiger Schwiegersohn, der gute Zigarren sehr liebte, da eine Extraposte für die Hochzeit gestiftet hatte. Und richtig, als er das Paket in seinem Kontor öffnete, fand er darin vier Fünfkilogramm-Rosten großer, mittelfarbiger Importen mit roten, goldgeränderten Leisbinden, die neben den Abbildungen von Ausstellungsmedaillen die vielversprechende Firma „Bod & Co. Habana“ trugen. Lüstern glitten seine Blicke über die schwerduftenden, braunen Amerikaner; denn echte Zigarren waren seine Leidenschaft, der er freilich nur alle Schaltjahre einmal fröhnte, wenn ihm ein besonders einträgliches Geschäft geglückt war.

Zu seinem Schrecken gewahrte er auf dem Grund des Pakets auch einen Brief.

Sollte das die Rechnung sein? Aber so undenkbar war der lebenswürdige Assessor unmöglich. Denn, wenn er auch einmal ein Wort hatte fallen lassen, daß man in Klingenstein überhaupt keine erträgliche Zigarre zu kaufen bekomme und Roderich sie eigentlich in Berlin aussuchen könne, so war das doch in aller Welt noch kein Auftrag gewesen.

Bittrig schlichtete er das blaue Geschäftsküvert auf und entfaltete den Briefbogen. Wie ein paar Detektive glitten seine Augen über den Inhalt. Gott sei Dank; es stand zwischen den Reihen nichts von einer Zahl. Ein paar höfliche Begleitworte, mit der Bitte verbrämt, sich auch künftig der Firma bedienen zu wollen — nichts weiter. Nun musterte er erleichtert die Außenwände der Kisten, ob er nicht irgendwo einen Preisvermerk erspähen könne. Er war selbstverständlich neugierig, wieweil ein Sündengeld Roderich Taubert da angelegt hatte.

Aber enttäuscht setzte er nun schon das zweite der Kisten zurück und suchte das dritte ab, so gewissenhaft, daß er ein paar mal mit seiner spitzigen Raubvogelnase gegen die bräunlichen Bretter stieß. Dafür hatte er jetzt aber auch entdeckt, was er gewünscht. Da stand es deutlich mit Bleistift auf der Bodenplatte notiert: „Mk. 40,00, pro Mille 775.00.“

„Also 80 Pfennig das Stück!“ sagte er in einer Mischung von Entrüstung und Andacht, „80 Pfennig!“

Eben trat Susanne wieder bei ihm ein, die einen neugierigen Blick nach dem Tische warf.

„Sehen Sie mal, Susanne. Das sind die Hochzeitzigarren! Hat der Herr Assessor geschickt!“

„Werden einen schönen Groschen Geld gekostet haben!“ murrte Susanne, die das Rauchen aus Gardinen-Rücksichten für unfittlich hielt.

„Raten Sie mal!“

„Was soll ich da raten?“

„Achtzig Pfennig!“ sagte er, fast ehrfurchtig.

„So'n — Kistchen?“ erkundigte sie sich ungewiß.

„Na, Sie haben 'ne Ahnung! Das Stück, Susanne. Das Stück 80 Pfennig!“

„O Gott!“ schrie sie entsetzt und ließ den Handbesen fallen. „Und das wollen Sie von den alten Reihhämmeln und jungen Frechdachsen so in die Luft passen lassen, wo drüben bei Schulzen schon für drei Pfennig eine beinahe ebenso lange im Schaufenster liegt?“

„Das verstehen Sie nicht, Susanne!“ erklärte er, die wie in Parade glänzenden Davannas wieder mit seinen Blicken streichend. „Und außerdem brauche ich sie ja nicht zu bezahlen!“

„Wenn auch!“ beharrte Susanne. „Für die Klingensteiner ist das trotzdem wie zum Fenster hinausgeworfen!“

„Ja, ja, Susanne!“ nickte er sinnend und liebäugelte mit den Leisbinden. „Aber was soll man machen?“

„Ich wüßte schon, was ich täte,“ meinte sie halb laut. Er antwortete nicht, schien ihre Worte überhaupt nicht gehört zu haben.

„Für die Kutscher und Lohndiener müßten wir auch wohl ein paar Kisten haben!“ sagte er endlich, wie aus einem Traum aufwachend. „Gehen Sie doch mal rüber zu Schulz. Er soll mir ein paar Proben herüberschicken. Was Kräftiges und nicht zu klein. Acht Pfennig dürfen sie kosten!“

„Für Kutscher?“ fragte Susanne. „Du meine Güte! Was dieses Mammsvott für Geld kostet! Es ist schrecklich!“ stöhnte sie, und machte sich auf den Weg.

Als Gottfried Strohschneider endlich eine Auswahl von den gewünschten Gistmüßeln in seinem Hinterstübchen liegen hatte und Susanne schlurrenden Schrittes wieder verschwunden war, riegelte er vorsichtig hinter ihr ab und fing an zu proben.

Eigentümlicherweise hielt er zunächst jedes Exemplar prüfend an die kürzere Fläche der Importentkisten, und nur drei Stück, die sich der gleichen Länge wie die „Bod's“ erfreuten, fanden seine weitere Beachtung, während er die übrigen als ungeeignet wieder in den Papierbeutel tat. Die drei Erforenen sah er sich jezt auf ihre Stärke hin an; auch davon schied er zwei aus, der dritten jedoch schob er nun vorsichtig eines der Davanna-Bänder über die Spitze, das er vorher einer der „echten“ schnöde geraubt hatte. Und siehe da, es paßte ganz vortrefflich. Schmunzelnd entfernte er jedoch den Edelring wieder, schloß die Importentkisten fort, riegelte die Tür dann auf und rief Susanne, um ihr den Auftrag zu geben, von der „ihm am meisten zusagenden“ Sorte zweihundert Stück zu bestellen.

An diesem Tage opferte er seinen Mittagsschlaf, und nach dem alten Sprichwort: „Kleider machen Leute“ schuf er aus Schulz'schen Achtpfennigern eine der schönsten Bod-Importen . . .

Als das Hochzeitsdiener sich seinem Ende näherte, bekam er übrigens doch ein bißchen Derschlaffen. Roderich als Bräutigam würde ja kaum nach einer Zigarre fragen; aber da war der alte Steuer-Inspektor Reblisch, der doch für so etwas für einen Kenner galt. Und ebenso der Herr Bürgermeister, obgleich er es bei diesem mehr auf Renommee zurückführte. Aber schließlich, was konnte groß geschehen? Sie konnten als seine Gäste doch keine abfällige Kritik an einer Zigarre üben, die durch Riste und Binde doch zweifellos legitimiert war! Außerdem hatte der Wein

ja seine Schuldigkeit getan. Zuverlässigen Geschmack hatten sie sicherlich nicht mehr.

Er gab sich nun einen Ruck und winkte dem ersten Lohndiener.

„Die Importen“, sagte er feierlich.

Fünf Minuten später stiegen die ersten blauen Wölkchen in die klare Luft des Festtaales und die ersten leisen Rufe der Bewunderung wurden laut. Aber die Achtpfenniger seines Nachbarns Schulze war auch wirklich nicht übel, zumal nach einem so langen Hochzeitsmahl! Ein Aroma, a la bonheur! Für diese Klingensteiner Banausen beinahe noch zu gut!

Für Kutscher und Lohndiener wären sie eine Sünde gewesen; für die hatte er selbstverständlich noch schnell eine Dreipfennigsorte beschafft.

„Das ist ja eine phänomenale Zigarre, lieber Freund!“ sagte beim nächsten Anstoßen der Steuerinspektor. „So was Gutes hab' ich seit hundert Jahren nicht bekommen! Sollst leben, alter Sohn!“

„Da kann man sehen, was die Einbildung tut!“ dachte Strohschneider. „Dieser alte Esel kann auch nicht mehr wie die andern!“

„Ein bißchen schwer wäre sie mir so für alle Tage!“ kritisierte der Bürgermeister. „Aber über eine Bod geht doch wahrhaftig nichts!“

„Natürlich,“ ironisierte der Apotheker inwendig, „der muß es wissen; dafür ist er ja Obrigkeit. So ein Klugschwäger!“

Am meisten amüsierte es ihn, daß auch Roderich Taubert selbst auf die Täuschung hereinfiel. Der sagte nämlich einmal, den Rauch wohlgefällig in die Nase ziehend:

„Meine Leib- und Magenorte, weißt du! Ich kann kaum noch aushalten, wenn ich den Duft ringsum spüre. Aber ich mag Erika nicht kränken!“

Also auch der hat keine blasse Ahnung. Uebrigens geschah es nun, der Renommierbinden wegen oder aus Gier, von so etwas Gutem auch möglichst viel zu genießen; die vier Kistchen wurden bis auf einen kleinen Rest leer.

In einer Anwendung von Noblesse, die freilich von diabolischen Ueberlegenheitsgefühlen stark durchsetzt war, drängte er beim Abschied diesen Rest seinem Freunde, dem Steuerinspektor, auf, der ihn nach kurzem Parlamentieren denn auch vergnügt lachend einsteckte . . .

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück trat Gottfried Strohschneider mit einem freudigen Schmunzeln an sein Pult. So viel ihm der gestrige Tag auch gekostet: dieser gelungene Fokuspotus mit den Bod-Importen war doch ein kleines hübsches Pfaster, eine reizvolle Entschädigung, die ihm das Schicksal — und seine Intelligenz natürlich! — da beschert hatten.

Langsam drehte er den Schlüssel herum, und bedächtig hob er eine der Kisten unter der Pultklappe hervor. Nun öffnete er behutsam den Deckel, nahm eines der braunen Röllchen heraus, schnitt ein mäßiges Spitzchen ab und zündete die Kubanerin, einen tiefen, wohligen Seufzer dabei von sich gebend, an.

„Herrgott!“ schmeckt die mal himmlisch!“ flüsterte er nach den ersten Zügen. „Ach ja, das ist wirklich ein Genuß!“

Natürlich gönnte ihm das Schicksal diesen nicht ungestört. Susanne erschien in der Tür mit einer Anfrage nach dem zweiten Glacehandschuh ihres Herrn und Gebieters, der in der Fracktasche fehlte.

„Wird im Paletot stecken, was weiß ich!“
knurrte der Apotheker und sog mit einem
erneuten „Ach“ den blauen Rauch in die Nase.
„Schmeckt wohl gut, Herr Strohschneider?“
fragte da Susanne, breit lächelnd.

„Allerdings!“ antwortete er halb abweisenden
Tones.

„O ja, das glaub' ich. Hat aber auch
Mühe genug gekostet!“

„Wie... wie... meinen Sie das,
Susanne?“ stammelte er.

„Na, jetzt kann ich ja sagen, Herr Strohschneider. Mir tat's doch in der Seele weh,
daß die teuren Zigarren, die der Herr Professor
gekauft hatte, so an einem Tag ver-
ändert werden sollten. Da hab' ich vorgestern
nachts, als der Herr Strohschneider schliefen,
die Schlüssel genommen und ein paar
Stunden extra geopfert...“

„Wozu?“ schrie der Apotheker entsetzt.

„Ich habe die Bänder von den guten ge-
nommen und sie auf die Sulzschne Sorte ge-

streift. Die waren nämlich genau so groß.
Glücklicherweise! Na, und hat etwa einer
etwas gemerkt davon, he?“ fragte sie trium-
phierend.

Er war wütend wie nie in seinem Leben.
Am liebsten hätte er die Person am Hals
gepackt und gewürgt. Aber mit dem Auf-
gebote aller seiner Energie bezwang er sich
endlich und eine lächelnde Grimasse schnei-
bend, sagte er kurzatmig:

„Kein Mensch!... kein Mensch!“

Tuet Gutes denen, die euch hassen... Don Hedwig Berger.

Nachdruck
verboten

Der Bankier Wilhelm Horner blickte mit
finsterner Miene auf einen Brief, den er
geöffnet in der Hand hielt. Das war stark,
wirklich stark! Hatte denn der Schreiber
dieses Briefes, der ihn da um ein Dar-
lehen bat, weil er vor dem Ruin stehe und
seine letzte Habe vor der Versteigerung nur
schützen könne, wenn ihm ein Menschen-
freund mit der erbetenen Summe aushalf,
hatte er denn vergessen, daß ihn Wilhelm
Horner einst seinen besten Freund genannt,
er dessen Liebe aber nur mit Undank ver-
golten hatte? Mit Undank, mit Hinterlist
und Falschheit! Er hatte dem einstigen
Freunde dessen Heimtücke nie vergehen kön-
nen. Und ein Gefühl der Befriedigung
machte sich jetzt in dem Bankier geltend,
endlich Rache nehmen zu können... Mochte
der ehemalige Freund in das tiefste Elend
geraten, er, Wilhelm Horner, sah sicher
ruhig, mit untätigen Händen zu.

Der Bankier zerriß das Schreiben, schlen-
derte es in den Papierkorb und begab sich
in den Garten hinunter, wo sein einziges
Töchterchen im Sande spielte. Es war ein
kleines, zartes Geschöpf, ganz verkrüppelt
und unfähig, auch nur einige Schritte allein

zu gehen. Aber in dem blassen Gesichtchen
glühten zwei große dunkle Augen und ver-
kündeten, daß in dem schwachen Körper ein
starker Geist wohne.

Horner nahm die Kleine auf den Arm
und liebte sie zärtlich. Das Kind war
ja sein ein und alles; seit ihm der Tod vor
einigen Monaten sein Weib entrissen hatte.

„Wie haben dir denn die Birnen geschmeckt,
die ich dir herabgeschickt habe, Liebling?“

Das Kind hing den Kopf. „Ich habe sie
nicht gekostet, Papa!“

„Wie, du hast sie gar nicht gekostet?“ Ja,
was hast du denn damit angefangen?“

„Ich habe sie und mein Honigbrot Georg
geschenkt, dem Schustersöhne aus dem gegen-
überliegenden Hause.“

„Von dem du mir erst gestern gesagt hast,
daß er dich so oft verhöhnt?“

„Ja, es ist wahr, er verlacht mich, daß
ich ein Krüppel bin und gibt mir garstige
Namen...“

„Wie kommst du denn dazu, diesem Jungen
dein Vesperbrot zu schenken?“

„Papa, du weißt, heute früh hatte ich
Religionsstunde. Der hochwürdige Herr er-
zählte mir aus der Biblischen Geschichte vom

lieben Heiland, wie Er Seinen Feinden,
die Ihn so bitter haßten und Ihn alles
mögliche antaten, immer und immer wieder
Gutes erwiesen habe. Er sagte mir auch
einen schönen Spruch, ich habe ihn behalten,
Papa: Liebet eure Feinde! Tuet Gutes
denen, die euch hassen und verfolgen...
Siehst du und darum habe ich Georg vorhin
die Birnen und das Honigbrot zum Gitter
hinausgegeben.“

Der Bankier brühte die kleine Unschuld
an sich. Ihm war zumute, als zerriße
ein Schleier vor seinem geistigen Auge und
eröffne ihm den Ausblick in eine weite herr-
liche, sonnenüberglänzte Landschaft...

„Habe ich unrecht getan, Papa?“ fragte
die Kleine schüchtern.

„Im Gegenteil, mein Herz, du hast nicht
nur dem armen Knaben, sondern auch mir
eine große Wohltat erwiesen, denn du hast
mir den Weg der Milde und Barmherzig-
keit gezeigt, den wir Christen gehen sollen.“

Dann ging Wilhelm Horner in sein Ar-
beitskabinett zurück und schrieb dem ehe-
maligen Freunde, daß er den nächsten Mor-
gen kommen solle, sich die gewünschte Summe
bei ihm abzuholen.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Entlassungs- gründe.

(Zu nebensiehendem Bilde.)

„Meine Köchin Anna
habe ich schon vor drei
Monaten entlassen — sie
hatte immer ihren Schatz,
einen Bolen, in der Küche.“

„Du lieber Himmel, das
ist doch nichts. Ich habe
meine Kosi weggetan, weil
die ganze Küche stets voll
Russen und Schwaben wim-
melte.“

* * *

Entschuldigung.

„Warum bringen Sie mir
erst heute den Schirm zu-
rück, den ich Ihnen vor acht
Tagen geliehen?“ — „'s
hat ja die ganze Woche ge-
regnet!“

Arges Mißver-
ständnis. „Wir würden
Ihre Tochter gern als Be-
such bei uns behalten, aber
wir sind leider ein bißchen
sehr beschränkt.“ — „Ach,
das macht nichts, meine
Zule ist auch gerade nicht
helle!“

Kindermund. Die kleine Erna: „Lieb-
ste Mutti, helfe mir doch, ich verstehe die
Noten nicht.“ — Mutter: „Aber Herchen,
ich kann ja doch nicht Klavier spielen.“ —
Die kleine Erna (enttäuscht): „Aber Mutti,
wie bist du vernachlässigt worden.“

Dexierbild.



Wo ist der Kastellan?



Eine alte Spinnerin. Ein Bildhauerwerk aus Schnee und Eis. Bei dem kürzlich stattgehabten Winterfest in Davos erregte die obige Eis-Skulptur eines schweiz. Bildhauers allgemeine Aufmerksamkeit. Die Figur ist aus Eis gemeißelt und mit einer Schneeschicht überzogen.



Feuerwehr-Melbehäuschen in Tokio.

An vielen Punkten der Stadt Tokio sind kleine Kioske aufgestellt, in denen stets ein Feuerwehrmann Dienst hat. Die Häuschen sind telephonisch mit der Feuerwache verbunden, nachts hell erleuchtet.



Das neue Millionenbild des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin: „Die Anbetung der Könige“. Gemälde von Hugo van der Goes, das das Kaiser-Friedrich-Museum von einem spanischen Kloster um 1 Mill. Mark gekauft und jetzt ausgestellt hat.